

Grenzen. Differenzen. Übergänge:
Spannungsfelder inter- und transkultureller Kommunikation
14. - 16. Juni 2006 Dresden

www.volkswagenstiftung.de

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort	3
Veranstaltungsorte	4
Programm	6
Prozesse der interkulturellen Abgrenzung, Vermittlung und Identitätsbildung	
<i>Andreas Wimmer</i> Ethnische Grenzziehung und kulturelle Differenzierung	9
<i>Jörn Rüsen</i> Kulturelle Identität in der Globalisierung: Über die Gefahren des Ethnozentrismus und die Chancen des Humanismus	10
<i>Andrea Büchler</i> Kulturelle Pluralität und Recht: Erfordert kultureller Identität rechtliche Pluralität? Modelle, Chancen und Grenzen	11
Felder – Medien – Ästhetiken	
<i>Eva Kimminich</i> Rap (re)publics: ein alternatives Erziehungsprogramm interkulturellen Zusammenlebens	14
<i>Henrike Schmidt, Katy Teubener und Natal'ja Konradova</i> Semantic Boundaries. Metaphors and Media Usage on the Russian Internet	20
<i>Lydia Haustein</i> Ikonen des globalen Bildverkehrs	26
Wissenschaft – Gesellschaft – Praxis	
<i>Lidija Basta-Fleiner</i> The International Community and Constitution-Making in Multicultural Societies of Today's Europe: New Issues on the Research Agenda	28
<i>Alexander Thomas</i> Interkulturelle Kompetenz im internationalen Management	31
<i>Rainer Leenen und Andreas Groß</i> Neue Formen der Vermittlung interkultureller Kompetenz für Polizei	36
<i>Ursula Bertels und Sabine Eylert</i> Interkulturelle Kompetenz in der schulischen Sozialisation	40
Herausforderungen und Perspektiven	
<i>Werner Schiffauer</i> Zur Komplexität des Anerkennungsbegehrens – Thesen	43
<i>Rudolf Stichweh</i> Inklusion und Exklusion in der Weltgesellschaft	48
<i>Thomas Straubhaar</i> Herausforderungen und Perspektiven der Migration im makroökonomischen Kontext	53
<i>Alois Hahn und Marén Schorch</i> Tests und andere Identifikationsverfahren als Exklusionsfaktoren	58
<i>Michael Lackner</i> Paradoxien der Globalisierung. Der <i>cultural turn</i> und die Konstruktion nationaler Identität in China	61
<i>Oswald Schwemmer und Norbert Meuter</i> Philosophische Anthropologie und Transkulturalität	62
Podiumsdiskussion: Kulturelle Diversität: Rechte und Regelungen	68
Teilnehmerliste	70

Geleitwort

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer,

brennende Asylantenheime und Lichterketten begleiteten 1992 die gesellschaftliche Diskussion um die Möglichkeiten und Grenzen kultureller Integration, als die VolkswagenStiftung ihre Initiative „Das Fremde und das Eigene. Probleme und Möglichkeiten interkulturellen Verstehens“ auf den Weg brachte. Die verstärkte Internationalisierung der Lebensverhältnisse, die zudem durch den politischen Wandel in Mittel- und Osteuropa forciert wurde, traf auf eine ebenso starke Tendenz zur Abschottung gegenüber kulturell Andersartigem: Dabei entlud sich die Angst, in den jeweiligen Lebensverhältnissen bedroht zu werden oder gar die eigene Identität zu verlieren, allzu oft in blinder Gewalt. Zugleich war die Wissenschaft aufgefordert, die Mechanismen kulturellen Verstehens zu beschreiben und nicht zuletzt die Hintergründe für Missverständnisse und Spannungen zwischen unterschiedlichen Ethnien aufzuklären. Letztlich galt es herauszufinden, wie interkulturelle Kompetenz entsteht, gefördert und gelehrt werden kann.

In den letzten 14 Jahren hat sich unter dem Einfluss vielfältiger Ereignisse die Blickrichtung des gesellschaftlichen wie auch des wissenschaftlichen Interesses stark verändert. Die Fragen aber sind die gleichen geblieben. Sie haben an Aktualität nichts eingebüßt. Dies zeigen nicht zuletzt die derzeitige Diskussion um die Integration von ausländischen Mitbürgern, die weit verbreitete Ratlosigkeit im Streit um die Mohammed-Karikaturen sowie der in den letzten Monaten sowohl in Frankreich als auch in Deutschland erneut zu gewalttätigen Ausschreitungen führende Fremdenhass.

Das Thema hat auch vielfältige neue Facetten angenommen, wie in dem breiten Spektrum der Beiträge zu dieser Tagung deutlich wird. Die Veranstaltung soll daher nicht nur als Rückblick auf die bisher erbrachten Forschungsleistungen verstanden werden. Vielmehr möchte die VolkswagenStiftung weiterhin eine kritische Auseinandersetzung mit den aktuellen Entwicklungen anregen. Anhand der Beiträge und anstehenden Diskussionen sollen schließlich bislang noch vernachlässigte Forschungsfelder identifiziert und weiterführende Perspektiven entwickelt werden. Darüber hinaus gilt es wohl auch, noch bessere Wege zu finden, auf denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Erkenntnisse in den gesellschaftlichen Diskurs und in die soziale Praxis einbringen können. Angesichts der großen Probleme, mit denen sich die Gesellschaft im Umgang mit dem Fremden und dem Eigenen auseinandersetzen muss, ist ein Rückzug in den Elfenbeinturm nicht zu vertreten. Im Rahmen ihrer Initiative „Zukunftsfragen der Gesellschaft“ hat die VolkswagenStiftung daher bereits neue Förderformen entwickelt, mit denen schon vor Projektbeginn ein Brückenschlag zwischen allen Beteiligten in Wissenschaft, Politik, Verwaltung und sozialen Praxisfeldern zu Themen wie etwa „Migration und Integration“ ermöglicht werden soll.

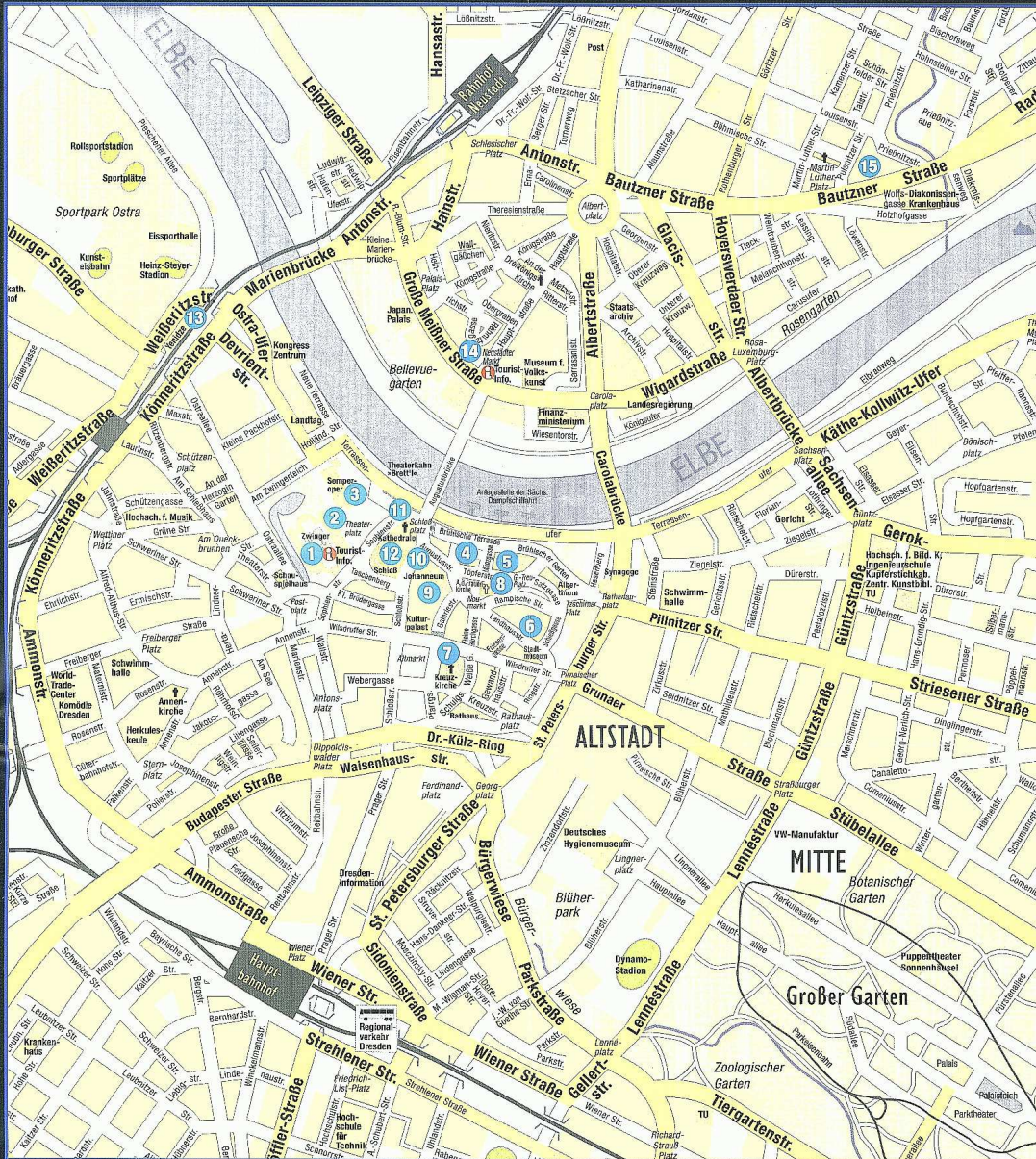
Schließlich gilt auch für die Forschung der Satz von John Steinbeck: „Ein Weiser ohne Taten ist wie eine Wolke ohne Regen.“



Wilhelm Krull

Dresden, den 14. Juni 2006

Veranstaltungsorte



What you should have seen in Dresden.... Sightseeing tour around the historical part of Dresden: 1. **Zwinger** - porcelain collection, crown gate, nymph pool, bell tower, 2. **Semper Gallery** - art gallery "Old Masters", 3. **Semper Opera House**, 4. **Bruhl's Terrace** - with the ruins of the fortress of Dresden, the so-called "Kasematten", 5. **Albertinum** - green vault with the royal treasure chamber, collection of historical coins and medals, the state of the art collection, art gallery "New Masters", 6. **Landhaus** - historical museum of Dresden, 7. **Church of the Cross** - home of the world-famous choir called "Kreuzkirchenchor", visit to the church steeple, 8. **Church of our Lady** - Dresden's oldest church, tour of the building site, or visiting a concert in the already rebuild crypt, 9. **Transport Museum** - Johanneum and stable court, 10. **Fürstenzug** - 100 m tiled wall made out of Meissen porcelain, 11. **Cathedral**, former Catholic Court Church, Silbermann organ, crypt with the grand coffins of the Wettins as well as the heart of August the Strong, 12. **Royal Castle** - being presently rebuilt, 13. **Yenidze** - former cigarette factory, which was built in 1907 in the shape of a mosque, 14. **The Golden Horseman**, statue of August the Strong, 15. **Pfund's Molkerei** - the most beautiful shop for milk products in the world.

...and its beautiful surroundings - **Castle Pillnitz** with water and mountain palaces, **Saxon Switzerland** with fortress **Königstein**, **Hunting Castle Moritzburg**; Meissen, the city of porcelain, see the state porcelain factory, the cathedral and castle Albrechtsburg; **Radebeul**, the city of gardens and vineyards, castle Wackerbarth, the museum Hoflöbnitz and the historical railway.

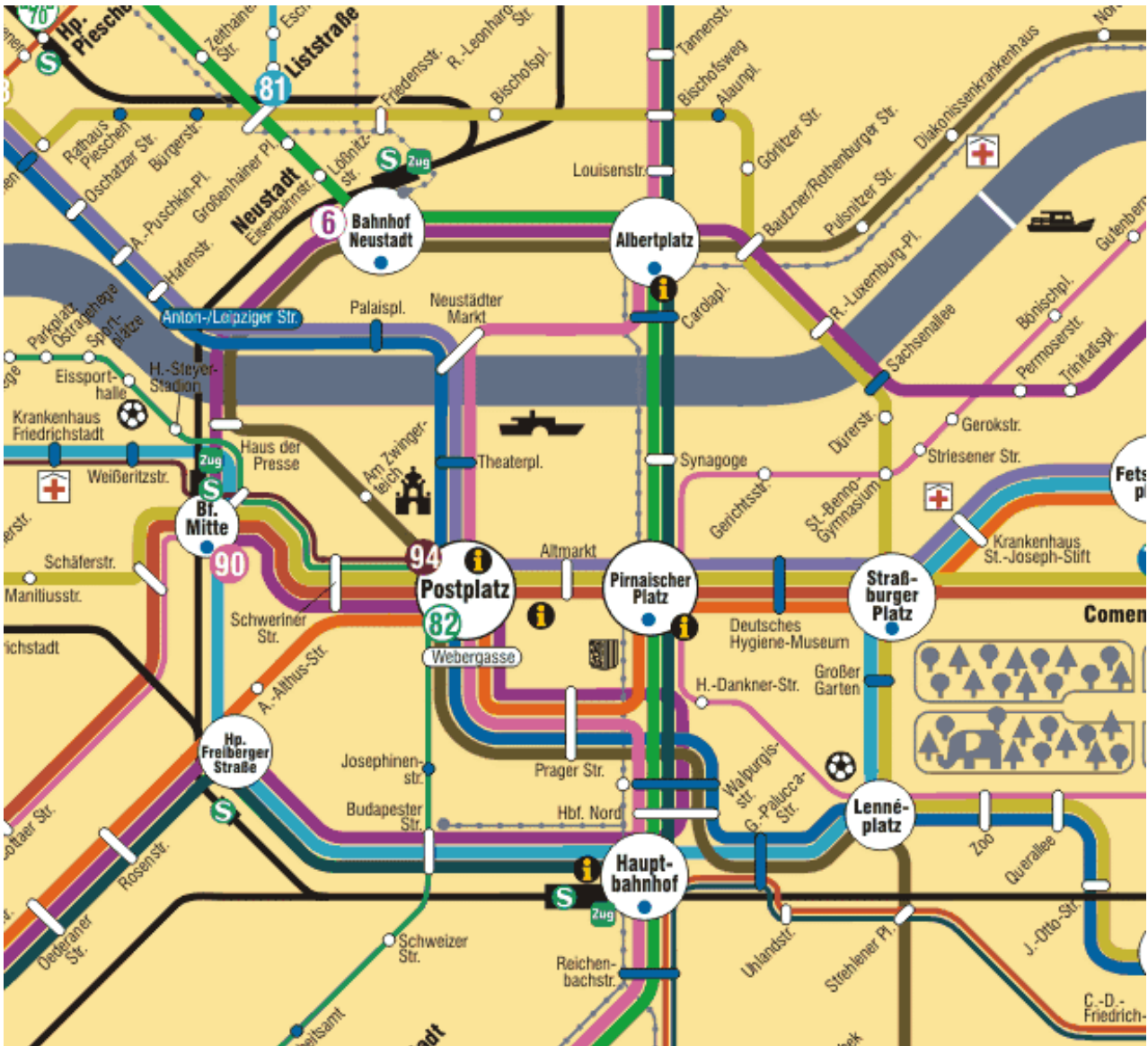
We would be pleased to organize city tours or trips for you - just contact the reception.

Veranstaltungsorte:

Hotel Elbflorenz
Rosenstraße 36
01067 Dresden-Altstadt
Tel.: (03 51) 86 40 0
Fax: (03 51) 86 40 100
www.hotel-elbflorenz.de

Deutsches Hygiene-Museum
Lingnerplatz 1
01069 Dresden
Tel.: (03 51) 48 46 0
Fax: (03 51) 48 46 400
www.dhmd.de

Veranstaltungsorte



Ortswechsel vom Hotel Elbflorenz Dresden zum Deutschen Hygiene-Museum:

Ab 18:00 Uhr warten zwei Busse der Firma Kreisel GmbH & Co. KG Dresden vor dem Hotel, um die Tagungsteilnehmer/innen zum Deutschen Hygiene-Museum zu fahren.

Zu Fuß kann die Strecke in ca. 20 Minuten zurückgelegt werden.

Ein Shuttle-Service der gleichen Firma bringt die Tagungsteilnehmer/innen ab 21:00 Uhr zurück zum Hotel.

Öffentliche Verkehrsmittel:

Von der Haltestelle Freiburger Straße mit der Straßenbahn Nr. 10 bis zur Haltestelle Straßburger Platz.

Programm

Grenzen. Differenzen. Übergänge: Spannungsfelder inter- und transkultureller Kommunikation

*Boundaries. Differences. Passages:
Approaches in the Contested Fields of Inter- and Transcultural Communication*

14. Juni 2006 Veranstaltungsort: Hotel Elbflorenz, Dresden
- 18:00 Uhr** Begrüßung durch die Veranstalter:
Hans-Georg Soeffner
Wilhelm Krull
- 18:30 Uhr** Eröffnungsvortrag Moderation: Wilhelm Krull
Homi K. Bhabha
Boundaries. Differences. Passages
- 19:30 Uhr** Abendimbiss
15. Juni 2006 Veranstaltungsort: Hotel Elbflorenz, Dresden
- 9:00 – 12:30 Uhr** Plenumsvorträge (à 30 min) zum Themenbereich
Prozesse der interkulturellen Abgrenzung, Vermittlung und Identitätsbildung
Moderation: Hans-Georg Soeffner
- 9:00 Uhr** **Andreas Wimmer**
Ethnische Grenzziehung und kulturelle Differenzierung
- 9:15 Uhr** **Jörn Rüsen**
Kulturelle Identität in der Globalisierung: Über die Gefahren des Ethnozentrismus und die Chancen des Humanismus
- 10:00 Uhr** - Kaffeepause -
- 10:45 Uhr** **Andrea Büchler**
Kulturelle Pluralität und Recht: Erfordert der Schutz kultureller Identität rechtliche Pluralität? Modelle, Chancen und Grenzen
- 11:15 Uhr** Stellungnahmen von:
Richard Münch (Europäische Integration und Globalisierung)
Detlef Junker (Transnationale Phänomene im 20. Jh.)
Monika Schädler (Wirtschaftsmanagement und interkulturelles Verstehen)
- 12:00 Uhr**
- 12:30 – 14:00 Uhr** Gemeinsames Mittagessen
15. Juni 2006 Veranstaltungsort: Hotel Elbflorenz, Dresden

Programm

14:00 – 17:30 Uhr	Panel-Präsentationen à 20 min Felder – Medien – Ästhetiken	Panel-Präsentationen à 20 min Wissenschaft – Gesellschaft – Praxis
	Moderation: Viktoria Schmidt-Linsenhoff	Moderation: Klaus J. Bade
14:00 Uhr	Hans Georg Soeffner Terrorismus und Medien – Eine verdeckte, unheilige Allianz	Michael Bommers Zu „Migration und kulturelle Differenz“
14:30 Uhr	Eva Kimminich Rap (re)publics: ein alternatives Erziehungsprogramm interkulturellen Zusammenlebens	Lidija Basta-Fleiner The International Community and Constitution-Making in Multicultural Societies of Today's Europe: New Issues on the Research Agenda
15:00 Uhr	Steffi Richter Pluralisierung von Geschichte und Medien in Ostasien	Alexander Thomas Interkulturelle Kompetenz im internationalen Management
15:30 Uhr	- Kaffeepause -	- Kaffeepause -
16:00 Uhr	Henrike Schmidt, Katy Teubener und Natal'ja Konradova Semantic Boundaries. Metaphors and Media Usage on the Russian Internet	Wolf Rainer Leenen Neue Formen der Vermittlung interkultureller Kompetenz für die Polizei
16:30 Uhr	Lydia Haustein Global Icons	Ursula Bertels und Sabine Eylert Interkulturelle Kompetenz in der schulischen Sozialisation
17:00 Uhr	Stellungnahme von Erika Fischer-Lichte (Theaterwissenschaften)	Stellungnahme von Kenan Önen (Hertie-Stiftung, Integration von Zuwandererkindern und -jugendlichen)
Veranstaltungsort: Deutsches Hygiene-Museum, Dresden		
18:30 Uhr	Begrüßung im Deutschen Hygiene-Museum durch den Direktor Klaus Vogel	
	Podiumsdiskussion zum Thema Kulturelle Diversität: Rechte und Regelungen	
	mit: Keebet von Benda-Beckmann Han Entzinger Thomas Faist	
		Moderation: Wilhelm Krull
	Im Anschluss: Abendbuffet und nach Wunsch, Besuch der Sonderausstellung „Mythos Dresden“ im Museum (Führungsbeginn: 20.45 Uhr und 21.00 Uhr)	

16. Juni 2006

Veranstaltungsort: Hotel Elbflorenz, Dresden

Programm

- 9:00 – 13:00 Uhr** Vorträge (à 15 min)
Herausforderungen und Perspektiven

Moderation: Axel Horstmann
- 9:00 Uhr** **Urmila Goel**
Anmerkungen zur Komplexität des Anerkennungsbegehrens – Thesen
- 9:20 Uhr** **Rudolf Stichweh**
Inklusion und Exklusion in der Weltgesellschaft
- 9:40 Uhr** **Thomas Straubhaar**
Herausforderungen und Perspektiven der Migration im makroökonomischen Kontext
- 10:45 Uhr** - Kaffeepause -
- 11:00 – 13:00 Uhr** Vorträge (à 15 min) – Fortsetzung
Herausforderungen und Perspektiven

Moderation: Jörn Rüsen
- 11:00 Uhr** **Alois Hahn und Marén Schorch**
Tests und andere Identifikationsverfahren als Exklusionsfaktoren
- 11:20 Uhr** **Michael Lackner**
Paradoxien der Globalisierung. Der *cultural turn* und die Konstruktion nationaler Identität in China
- 11:40 Uhr** **Oswald Schwemmer und Norbert Meuter**
Philosophische Anthropologie und Transkulturalität
- 12:00 Uhr** Stellungnahme von
Aleida Assmann
- 13:00 Uhr** Gemeinsames Mittagessen
- Gegen 14:00 Uhr** Schlusswort der Veranstalter

Andreas Wimmer

Ethnische Grenzziehung und kulturelle Differenzierung

Ethnische Grenzen werden häufig nicht auf der Basis objektiver kultureller Differenzierungen gezogen, sodass Ethnien häufig nicht Gruppen mit maximaler kultureller Ähnlichkeit entsprechen. Die Rede von „kultureller Differenz“ ist deshalb oft irreführend: Sie verweist meist weniger auf objektive Unterschiede in Verhaltenserwartungen und Lebensstilen als vielmehr auf die Art und Weise, wie Akteure ethnische Grenzen mittels kultureller Diacritica betonen. Ausgehend von dieser konstruktivistischen Grundannahme beschreibt der Beitrag verschiedene Dimensionen, entlang derer ethnischen Grenzziehungen zwischen Gesellschaften und historischen Epochen variieren: im Maß sozialer Schließung, politischer Relevanz, kultureller Differenzierung und historischer Stabilität.

Daran anschließend offeriere ich ein heuristisches Modell, welches die Hervorbringung und Veränderung dieser verschiedenen Formen vergleichend zu erklären sucht. Das Modell basiert auf der Annahme, dass ethnische Grenzen aus den strategischen Verhandlungen zwischen Akteuren resultieren, welche in einem sozialen Feld positioniert sind. Drei Charakteristiken dieser Felder sind besonders relevant: institutionelle Anreize, gewisse Grenzen zu betonen und andere zu übersehen; Machthierarchien, welche die Akteure mit unterschiedlichen Möglichkeiten ausstatten, ihre Vorstellungen von den relevanten Unterteilungen einer Gesellschaft bedeutsam und wirkungsvoll zu machen; und schließlich die Netzwerke politischer Allianzen, entlang welcher Akteure ihre Grenzziehungsstrategien ausrichten. Zuletzt gilt es, die Bedingungen zu spezifizieren, unter welchen ein Konsensus über die Topographie und Bedeutung ethnischer Grenzziehungen zu erwarten ist. Eine solche Übereinstimmung wird stabilere und weniger politisierte Grenzziehungen zur Folge haben sowie kulturelle Differenzierung und soziale Abschließungsprozesse befördern.

Jörn Rüsen

Kulturelle Identität in der Globalisierung: Über die Gefahren des Ethnozentrismus und die Chancen des Humanismus

Zunächst wird kulturelle Identität als ein Prozess der menschlichen Sinnbildung beschrieben, in dem es um Zugehörigkeit und Abgrenzung von Menschen, um ihre Gemeinsamkeit mit und Differenz zu Anderen geht. Dieser Sinnbildungsprozess erfolgt stets im Zusammenhang mit einer allgemeinen Deutung des Menschen und seiner Welt. Das dafür paradigmatische Beispiel sind die Meistererzählungen, mit denen Gemeinschaften sich ihrer sozialen Identität kulturell versichern.

In einem zweiten Argumentationsschritt wird Menschheit als Kriterium dieser kulturellen Identitätsbildung analysiert und in einer historischen Tiefenperspektive präsentiert, die durch einen Universalisierungsprozess gekennzeichnet ist.

Ein dritter Argumentationsschritt greift die gegenwärtige Situation dieses Universalisierungsprozesses im Blick auf die heute wirksamen verschiedenen kulturellen Traditionen und die für sie maßgebenden Identitäts- und Menschheitsvorstellungen auf. Entscheidend für die gegenwärtige Lage ist eine Logik des Ethnozentrismus, die das Verhältnis von Eigenem und Anderem mit einer asymmetrischen Wertung versieht. Diese Logik führt zu einem höchst konfliktreichen Verhältnis in der interkulturellen Kommunikation.

In einem vierten Argumentationsschritt wird ein kulturübergreifender Humanismus skizziert, der die kulturellen Differenzen nicht zum Verschwinden bringt, sondern in einem neuen Anerkennungsverhältnis zur Geltung bringt. Ein solcher Humanismus darf als Zivilisationschance im 'Kampf der Kulturen' gelten.

Abschließend wird die historische Dimension, in der sich kulturelle Identität stets formiert und darstellt, in den Blick genommen. Die beanspruchte transkulturelle Dimension eines neuen Humanismus soll geschichtsphilosophisch plausibel gemacht werden. Diese Begründung geschieht im Anschluss an Karl Jaspers' Vorstellung einer achsenzeitlicher Konstitution unterschiedlicher kultureller Weltdeutungen mit einem universalgeschichtlichen Konzept, das folgende Züge aufweist: Es transformiert die ursprungsorientierte Teleologie bisheriger Meistererzählungen in eine zukunftsorientierte Rekonstruktion. Es orientiert diese Rekonstruktion am Zukunftsentwurf des konzipierten neuen Humanismus und seiner maßgeblichen Menschheitsvorstellung und macht diese Zukunft im Blick auf die unterschiedlichen Entwicklungen achsenzeitlich konstituierter Kulturen als Prozess einer Transformation exkludierender in inkludierende Menschheitsvorstellungen und ihr entsprechender humanistischer Wertungen anschlussfähig.

Andrea Büchler

Kulturelle Pluralität und Recht: Erfordert kulturelle Identität rechtliche Pluralität? Modelle, Chancen und Grenzen

Einleitung

Kulturelle Identität ist zum Menschenrecht avanciert – das ergibt sich aus einer ganzen Reihe völkerrechtlicher Vereinbarungen. Aus dem Recht auf kulturelle Identität folgt einen denklolgischen Schritt weiter das Recht auf Diversität. Die Frage liegt nahe: Ist rechtliche Homogenität – ein bedeutendes Element des modernen, westlichen Nationalstaates – mit kultureller Diversität zu vereinbaren? Wenn Recht eine kulturelle Erscheinung ist, muss es nicht die kulturelle Identität des Einzelnen spiegeln und absichern?

Die Migration aus außereuropäischen Ländern verhilft solchen Fragen zu fortwährender Aktualität. Während soziale und wirtschaftliche Integrationsbedingungen breit diskutiert werden, erfahren rechtliche Techniken wenig Aufmerksamkeit. Insbesondere familienrechtliche Angelegenheiten sind aber Brennpunkt kultureller, religiöser, alltagspraktischer Konflikte; und zweifelsohne gehört das Familienrecht zu den wichtigen Integrationsbezügen. Es stellt sich somit die Frage nach der Bedeutung der Rechtskultur und des Rechtsverständnisses eingewanderter Menschen, nach der Notwendigkeit und der Möglichkeit der Berücksichtigung oder Integration „fremden“ Rechts und nach den Grenzen kultureller Freiheit.

Kulturelle Pluralität und Internationales Privatrecht

Eine mehr oder weniger große Integrationsleistung vollbringt naturgemäß das Internationale Privatrecht als klassische Technik zur Lösung von Streitfragen mit internationalem Bezug. Es besteht aus Normen, welche auf die Rechtsordnung verweisen, die für die materielle Beurteilung des Sachverhalts maßgeblich sein soll – entweder auf das einheimische oder auf das ausländische Recht. Versteht man das Recht als „Teil des kulturellen Gewebes“ und erkennt man den Anspruch auf Wahrung der kulturellen Identität an, so folgt daraus ein Recht, nach derjenigen Rechtsordnung beurteilt zu werden, mit welcher die engste Verbindung besteht.

Je nach Betrachtungsweise kann dies die Rechtsordnung des Landes sein, dessen Staatsangehörigkeit die betroffene Person besitzt. Gegen die Staatsangehörigkeit als maßgebendem Anknüpfungspunkt werden allerdings zahlreiche berechtigte Einwände vorgebracht. Die kollisionsrechtliche Staatsangehörigkeitsanknüpfung beinhaltet ein Moment der Diskriminierung, zumal sie im Einzelfall einer ausländischen Person unterstellt, sie sei stärker durch das Heimatrecht als durch das Recht ihres Aufenthaltsstaates geprägt, was zum einen ihre individuelle kulturelle Identität womöglich gerade nicht respektiert oder sie an einem für sie allenfalls günstigeren Recht nicht partizipieren lässt und zum anderen der Integrationsdialektik entgegensteht oder zumindest entgegenwirkt.

Das Staatsangehörigkeitsprinzip weicht zunehmend dem Prinzip der Anknüpfung an den Wohnsitz und den gewöhnlichen Aufenthalt. Danach ist eine Rechtsfrage nach denjenigen Normen zu beantworten, die im betreffenden Staatsgebiet, auf welchem sich die rechtsunterworfenen Person aufhält, gelten. Ein drittes, stärker am Einzelfall orientiertes, allerdings

eher selten vertretenes Anknüpfungsmodell ist dasjenige der engsten Verbindung: Das Gericht entscheidet im Einzelfall, ob das Recht des Aufenthaltsstaates oder dasjenige des Heimatstaates zur Anwendung gelangt, je nachdem, welche sozialen Verbindungen überwiegen. Schließlich wird in der Lehre zunehmend vertreten, den Parteien sei die Möglichkeit einzuräumen, selbst zu entscheiden, ob das Recht des Heimatstaates oder dasjenige des Aufenthaltsstaates zur Anwendung kommen soll.

Integration durch Auslegung des Sachrechts

Wendet man das Recht des Staates an, in welchem sich die Person aufhält, so stellt sich auf einer weiteren Ebene die Frage, ob und wie kulturelle Identität und fremdes Rechtsverständnis in die Entscheidungsfindung Eingang finden. Es geht darum, die mögliche Vielfalt kultureller Verknüpfungen im Kontext des hiesigen Rechts zu erfassen. In der internationalprivatrechtlichen Literatur wird in diesem Zusammenhang unter anderem die so genannte Datum-Theorie diskutiert. Es geht um die Bedeutung der kollisionsrechtlich verdrängten Rechtsordnung für die Auslegung von Generalklauseln durch den Einbezug von fremden Tatsachen (local data) und Bewertungsmaßstäben (moral data), beispielsweise bei der Auslegung des Begriffs des Kindeswohls.

Außereuropäischer Rechtspluralismus als Modell?

Will man der kulturellen Identität und Differenz noch stärker Rechnung tragen, so müssten Bereiche bezeichnet werden, in welchen alternative Sachnormen für verschiedene Gemeinschaften geschaffen werden könnten. Für einen so verstandenen Rechtspluralismus gibt es Vorbilder. In außereuropäischen Gesellschaften zeigt sich Rechtspluralismus als Koexistenz verschiedener normativer Systeme seit Jahrhunderten in unterschiedlichen Gewändern: in der Parallelität von staatlichem Recht und eigenständigen Rechten der indigenen Bevölkerung, religiösem Recht oder Gewohnheitsrecht. Während auch in westlich-industrialisierten Staaten aus einer ethnologischen und soziologischen Perspektive Multilegalität in Migrationskontexten erkannt wird, bleibt die Einheit der Rechtsordnung als Element des modernen Nationalstaates unangetastet. Dennoch sind selbst in Europa rechtspluralistische Konzeptionen im eng positivistisch-rechtlichen Sinne nicht ganz fremd. Gleichwohl muss die Einführung von Möglichkeiten einer kulturell bestimmten Auswahl von Rechtsinstituten die Ausnahme bleiben.

Integration durch Verfahren und Kommunikation

Die Suche nach zukunftsfähigen Techniken der Integration fremden Familienrechts ist meines Erachtens neu auszurichten, und dies im Gleichklang mit den Prozessen der Deinstitutionalisierung des Familienrechts und einer postmodernen Konzeption von Rechtspluralismus. An Stelle des ordnungs- und institutsbezogenen Denkens muss eine prozessbezogene Sichtweise treten. Konkret geht es um die Schaffung von Räumen für die Aushandlung von Ergebnissen, die mit der kulturellen Identität im Einklang sind; d. h. um die Anerkennung „fremder Rechtsdiskurse“ und deren Integration in das hiesige Familienrechtsverfahren. In diesem Zusammenhang sind zum Beispiel die kanadischen Bemühungen zu sehen, islami-

sche Schiedsgerichte zu institutionalisieren. Es liegt bislang noch ungenutztes Potenzial in der Orientierung an Prozessen und Kommunikation.

Grenzen kultureller Freiheit

Im europäischen Kontext wird auf das Konzept des *Ordre public* zurückgegriffen, um dem grundsätzlich anwendbaren fremden Recht oder der zu anerkennenden ausländischen Entscheidung im Einzelfall die Legitimation zu versagen. Das zur Anwendung berufene ausländische Recht wird an den tragenden Prinzipien des hiesigen materiellen Rechts gemessen. Das *Ordre-public*-Konzept widerspricht allerdings der Integrationsdialektik, wonach fremdes Rechtsverständnis durch Interaktion zum Bestandteil gemeinschaftlicher Werte werden sollte. Meines Erachtens sollten eher internationale Konventionen Maßstab sein für die Beurteilung der Anerkennungsfähigkeit fremden Rechts, zumal diese Ausdruck des Strebens nach einem gemeinsamen Konsens in verschiedenen menschenrechtsrelevanten Bereichen sind.

Thesen

Der positive Umgang mit Diversität unter gleichzeitiger Beachtung integrationspolitischer Ziele und völkerrechtlicher Verpflichtungen ist die eigentliche Herausforderung moderner Gesellschaften. Nimmt man kulturelle Pluralität ernst, so muss sie eine rechtliche Entsprechung finden auch in Form der integrativen Ungleichbehandlung. Das traditionelle internationale Privatrecht nimmt eine räumliche Ordnungsvorstellung des Rechts als Ausgangspunkt. Kollisionsrechtliche Verweisungen sind unter dem Aspekt des Rechts auf kulturelle Identität und mit Blick auf postnationale Identitäten allerdings ungenügend. Wenn die Spannungslage auf der kollisionsrechtlichen Ebene nicht zu lösen ist, bleibt nur eine Integration auf der Ebene des Sachrechts. Zukunftsweisende Instrumente liegen aber vor allem auf der Ebene des Verfahrens. In selbstbestimmten Verfahren und kulturell vermittelnden Interventionsformen liegt das Potenzial, um das Zusammentreffen rechtlicher Kulturen in einem pluralen Kontext produktiv zu nutzen.

Eva Kimminich

Rap (re)publics: ein alternatives Erziehungsprogramm interkulturellen Zusammenlebens

Die Erforschung der seit Mitte der 1980er Jahre in den Vorstädten Frankreichs entstandene HipHop-Bewegung hat im Hinblick auf Fragen multikulturellen Zusammenlebens und den damit verbundenen Identitätskonstruktionen und Sozialisationsformen verschiedene Einsichten und Perspektiven eröffnet. Sie wurde einerseits im Kontext einer Auflösung nationaler Identitätskonzepte untersucht, die durch soziale, wirtschaftliche und kulturelle Globalisierung in Gang gesetzt wurde. Andererseits ist sie vor dem Hintergrund der im Rahmen der Integrations-, Sozial-, Wohnungsbau- und Kulturpolitik Frankreichs und der rasant zunehmenden Arbeitslosigkeit der zeitgleich einsetzenden Desindustrialisierung zu beleuchten. Trotz teilweise erfolgreicher Konzepte und Programme verstärkten sich Marginalisierung und Stigmatisierung von Immigranten und Franzosen mit Immigrationshintergrund.

1. Integration, Marginalisierung und Rassismus

Wachsender Rassismus löste v. a. auf Seiten der trotz französischer Staatsbürgerschaft als Fremde (und nicht als ‚citoyen‘) behandelten nachgeborenen Generationen der Immigranten wachsende Aggressivität und Gewaltbereitschaft aus, die wiederum die fremdenfeindlichen Wahrnehmungsraster der Frankofranzosen zu bestätigen schienen, denn die v. a. in den Vorstädten auftretenden aggressiven Verhaltensweisen wurden als ‚inciviltés‘ bewertet. Der Exklusionsmechanismus vertiefte sich dadurch und erhöhte die Rezeptivität der Frankofranzosen für politisierte rassistische Argumentationen – ein xenophober *Circulus vitiosus*, der Ursache und Wirkung kurzschließt.

Als Ursache der Problematik diagnostizierte man die Integrationsresistenz der Immigranten. Eine Behauptung, die v. a. von den ehemaligen frankofranzösischen Kolonisatoren aufgestellt worden war, indem sie Integration mit Assimilierbarkeit in Beziehung setz(t)en. Daraus wurde eine graduelle Integrationsfähigkeit abgeleitet; an unterster Stelle stehen die Immigranten der ehemaligen Kolonien in Nord- und Westafrika bzw. deren Nachkommen. Diese Einstufung gründete auf der Zugehörigkeit derselben zum Islam, obwohl gerade die Integration der Einwanderer dieser Religionszugehörigkeit sich zunächst keineswegs schwieriger erwies als die der aus europäischen Migrationsländern stammenden Zuwanderer. Diese Behauptung stärkte jedoch die Vorurteile des Alltagsrassismus. 1990 waren 40 Prozent der Franzosen der Meinung, Maghrebener ließen sich schwer oder gar nicht integrieren, und 70 Prozent der Franzosen waren der Meinung, es seien zu viele Araber und Muslime in Frankreich.

Die Stigmatisierung der Maghrebener als nicht oder nur schwer assimilierbar oder integrierbar hat ihrer ebenso räumlichen wie ökonomischen und kulturellen Marginalisierung Vorschub geleistet. Die in Frankreich lebenden „travailleurs immigrés“ waren bereits seit den 1960er Jahren in den für die Migranten aus den eigenen Provinzen erbauten Betonsiedlungen untergebracht worden, v. a. in den HLMs der nördlichen Pariser Vorstädte. Sie integrierten sich durch ihre Arbeit und v. a. durch ihre Teilnahme am sozialen Klassenkampf. Mit der Familienzusammenführung in den 1970er Jahren erhöhte sich, trotz des durch die Ölkrise bedingten Rückgangs der Immigration, die Anzahl an Einwanderern aus dem Maghreb und die ihrer in Frankreich geborenen Kinder. Durch die zum selben Zeitpunkt durch die

Wirtschaftskrise ansteigende Arbeitslosigkeit fielen v. a. die Einwanderer bzw. Einwandererkinder aus den Wirtschaftskreisläufen heraus.

Mit einer gezielten Wohnungspolitik sollte seit Mitte der 1970er Jahre die Lebensqualität in den Vorstädten verbessert werden. Man setzte auf lokale Förderprogramme zugunsten der Immigrant*innenbevölkerung. Die Siedlungen wurden zwar renoviert, aber es existierten ‚Filter‘ bei der Wohnungsvermittlung, um ‚Fremde‘ aus den besseren Siedlungsblöcken fernzuhalten. Obwohl die staatliche Wohnungsbaupolitik ethnische Gruppierungen durch Quoten zu verhindern versuchte, konzentrierten sich daher die zahlenstarken und kinderreichen nord- und inzwischen auch westafrikanischen Familien in einzelnen Cités.

Bereits Mitte der 1970er Jahre war man sich auch des verheerenden Ausmaßes der Jugendarbeitslosigkeit und ihrer Folgen bewusst. Durch Programme wie „500.000 Jugendliche“ (1975) und dem „Nationalen Abkommen für Beschäftigung“ (1977 - 1981), später mit Eingliederungsprogrammen und -maßnahmen wie SIVP (Praktika zur Einführung ins Arbeitsleben) oder TUC (Gemeinnützige Arbeiten) bzw. RMI sollte ihnen entgegengewirkt werden. Die zum Teil durchaus erfolgreichen Präventionsprogramme, besonders die so genannten „Gegen-den-heißen-Sommer-Aktionen“, sollten darüber hinaus die zwischen 1963 und 1981 um 273 Prozent angestiegene Kriminalität reduzieren.

Die meisten dieser lokal erfolgreichen Maßnahmen scheiterten dennoch: die Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit an der sich auf Kosten der schwächsten Bevölkerungsgruppen modernisierenden Wirtschaft; die Prävention der Jugendkriminalität v. a. an der mangelnden Beteiligung aller betroffenen Personengruppen. Die erfolgreich Integrierten sowie die Mittelschichten zogen sich wegen wachsender Unsicherheit aus Siedlungen mit hoher Präsenz von Maghrebinern zurück. Es entstanden kleine Ghettos innerhalb der Vorstädte, in denen sich gescheiterte Existenzen jeder Couleur, auch der sozial abgestiegenen Frankofranzosen, verdichteten. Letztere fühlten sich aus der eigenen Gesellschaft ausgegrenzt; ein guter Nährboden für den Nationalpopulismus des Front National, der den Alltagsrassismus und die sich dadurch verschärfenden Spannungen erhöhte.

Das führte zu einer Wahrnehmungsverschiebung suburbaner Zonen. Trotz aller Unterschiede zu den amerikanischen Verhältnissen wurden sie als soziale Brennpunkte und Ghettos betrachtet und mit Illegalität und Kriminalität assoziiert, obwohl in ihnen noch eine mehr oder weniger heterogene, aus verschiedenen Ethnien zusammengesetzte Bevölkerung lebte, nämlich arbeitssuchende Migrant*innen. Dazu gehörten sowohl Franzosen aus den Provinzen sowie den außerhalb Frankreichs liegenden Staatsgebieten als auch Arbeit suchende Immigrant*innen aus anderen europäischen Ländern, v. a. aber aus Nord- und Westafrika. Aber erst mit Ansiedlung letzterer wurde die Banlieue, ein zunächst neutraler Begriff, zu einer rechtlosen und für Frankofranzosen gefährlichen Zone, was ihn in die Nähe jener seit dem 19. Jahrhundert gefürchteten und verteufelten „classe dangereuse“ rückte. Daraus leitete sich ein weiteres, nämlich ein das ethnisch-religiöse ablösende bzw. verschleiende Stigma dieser suburbanen Bevölkerungsgruppe ab: das des Banlieusard.

2. Banlieusard, Medien und Gewalt

Der pejorative Begriff machte den Vorstädter automatisch zum Immigrant*innen (und zwar zum Maghrebiner oder Westafrikaner), obwohl es sich seit den 1980er Jahren bereits um die erste und zweite in Frankreich geborene Generation handelte. Der Banlieusard wurde zum chronischen Arbeitslosen und Kriminellen. Verstärkt wurde diese Assoziation durch die ab Mitte des Jahrzehnts in einzelnen Cités (mit besonders hoher Jugendarbeitslosigkeit) regelmäßig ausbrechenden Unruhen, angefangen mit den so genannten Auto-Rodeos („caillassa-

ge'), den Angriffen auf öffentliche Einrichtungen und Verkehrsmittel sowie Straßenschlachten zwischen Jugendlichen und Polizei in den Banlieues der Metropolen Lyon und Paris. Letztere wurden durch rassistische Übergriffe der Polizei auf Jugendliche mit Migrationshintergrund ausgelöst. In den Medien wurde von einer Amerikanisierung der französischen Gesellschaft gesprochen, obwohl es bewaffnete Gangs wie in den amerikanischen Ghettos in französischen Vorstädten nicht gab. Das Gefühl öffentlicher Sicherheit wurde dadurch erheblich geschwächt und Angst breitete sich aus.

Das machen Formulierungen wie „jeunes loups“ oder „sauvageons“ deutlich, wie sie in Medien und Presse zunehmend verbreitet wurden und werden, v. a. erneut während der Unruhen im Herbst 2005; immer wieder wurde von den die Innenstädte attackierenden „bandes de loups“ gesprochen. Sie rück(t)en die Vorstadtjugend in die Nähe einer in der französischen Kolonialgeschichte verankerten Wertsetzung, die zwischen „kultivierten“ (weißen) Franzosen und „unzivilisierten“ Nichtfranzosen unterscheidet. Auch die gleichzeitig neu geschaffenen Bezeichnungen ihres Lebensraums signalisieren soziale wie kulturelle Ablehnung; sie leben nicht mehr in der Banlieue, sondern in „quartiers sensibles“ oder „chauds“, „zones de non-lois“ oder „interdites“. Diese die Banlieue qualifizierenden Bezeichnungen geben zu verstehen, dass den dort wohnenden Individuen (europäisches) Kultur- und Rechtsbewusstsein (civilté) und damit auch Citoyenneté abgesprochen wird; und zwar, ohne dabei koloniale Kontexte explizit aufzurufen oder ethnische Unterschiede geltend zu machen. Es genügt(e), darauf hinzuweisen, dass der Banlieusard außerhalb von bürgerlichem Gesetz und staatlicher Ordnung aufwächst, um einen assoziativen Bogen zu Wildheit, Rohheit und Gewaltbereitschaft schlagen zu können, so dass der „banlieusard“ oder „zonard“ zum postmodernen „Wilden“ („sauvageon“ oder „barbare“) werden konnte. *A priori* suspekt, löst er einen Ablehnungsmechanismus („imaginaire phobique“) aus, der ihn zum Sündenbock aller Unbill werden lässt. Er und sein Wohnort werden zu Projektionsflächen kollektiver Ängste einer sich bedroht sehenden, nationalen kulturhegemonialen Konzepten verpflichteten Bevölkerung.

3. HipHop, Identität und Sozialisation

Infolge dieser Projektion teilweise irrationaler Ängste zunehmend ausgegrenzt, bot die in Frankreich in den 1980er Jahren bildende HipHop-Community den jungen Vorstädtern ein Rückzugsgebiet. Dort entwickelten sie einen eigenen Diskurs mit spezifischen Ausdrucksformen (Rapping, Graffiti, DJ-ing, Beatboxing, B-Boying), Erzählschemata und Darstellungsstilen sowie spezifischen Werten. Rapping erwies sich unter diesen Ausdrucksformen als ein (hi)story(re)telling par excellence und damit als wichtigster Bestandteil personaler wie kollektiver Identitätskonstruktion und Sozialisation. Es wurde sowohl im Kontext eines performierten Sprechens als auch im Zusammenhang mit symbolischen Zeichensystemen bzw. Repräsentationsweisen analysiert. Wie dieses (hi)storytelling bzw. (hi)story-performing im Einzelnen unter Berücksichtigung des maßgeblich daran beteiligten Erzählkörpers und im Zusammenhang mit kollektiver bzw. kultureller Wirklichkeitskonstruktion funktioniert, wurde anhand verschiedener ‚metaphorischer Transformationszellen‘ erarbeitet.

Die Forschungsergebnisse machen die Funktionsweisen des Rap deutlich

- als ein (Sprach)Laboratorium, in dem dominante, aber auch sub- und gegenkulturelle Symbolsysteme konfrontiert, diskutiert, parodiert oder rekonfiguriert werden;
- als eine lokal wie global aktivierbare Kommunikationsplattform, auf der sowohl eurozentristisch universale als auch globalistische Ideologien dekonstruiert werden;

- als Instrument einer politikrelevanten (Über)Lebenspraxis und -philosophie.

HipHop erwies sich insgesamt betrachtet

- als Instrument einer Ritualisierung konfrontativ-aggressiver Energien, wodurch Aufbau und Fortbestand eines Kollektivs gesichert werden kann;
- als ein *set* beliebig kontextualisierbarer *tools*, aus dem sich kultur- wie situationsspezifische Strategien der (individuellen wie kollektiven) Identitätsher- und -darstellung ableiten lassen;
- als ein Drehtheater, auf dem vergangene und gegenwärtige Werte, Normen und Hierarchien unter lokalen Akzentsetzungen und (welt)gesellschaftsspezifischen Konstellationen eines ‚Augenblicks‘ ausgehandelt und je nach sozialpolitischer und ökonomischer Situation in einem progressiv subversiven oder regressiv konservativen Dekor ‚aufgeführt‘ und inkarniert werden können.

4. Gesellschaft, Kulturprogramme und Rap

Wenn wir Gesellschaft und Kultur als ein organisches Ganzes betrachten, das sich über ein kognitives System, d. h. über Kulturprogramme, selbst erzeugt, organisiert, erhält, zerstört oder erneuert, dann wird der tiefer liegende Kern der soziokulturellen Sprachpraxis des Rapping sichtbar: Sie agiert bevorzugt in unseren Symbolwelten. Das heißt, sie eröffnet einen Zugang zu den Strategien, mit denen sich nicht nur das Individuum seiner (kollektiven, also nationalen und/oder ethisch-religiösen) Identität, sondern auch jede Kultur ihrer Wirklichkeitskonstruktion versichert.

Unter Einbezug eigener, auf persönlichen lebensweltlichen Erfahrungen beruhender Wahrnehmungen ist damit eine Distanzierung von den jeweils kulturell vorgegebenen mentalen Bausteinen gegeben. Diese können ‚behauen‘ und verändert und den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend verformt werden. HipHop liefert also eine ‚Gebrauchsanweisung‘ und eine Plattform persönlicher wie (sub)kultureller Identitätsher- und -darstellung, die sich im Rahmen intern wie extern konkurrierender Sozietäten vollzieht.

Das heißt, HipHop macht den unaufhörlichen Prozess der Rekontextualisierung und Hybridisierung sicht- und nutzbar. So ist HipHop zu einem weltweit zur Verfügung stehenden und inzwischen auch interlokal vernetzten, sich weiterentfaltenden ‚intelligenten Konfigurationsprogramm‘ geworden, mit dessen Anwendung auf jeweils bestehende spezifische Kultur(teil)programme reagiert werden kann; es rückt deren Schwachstellen, Verdrängtes, Phobien und Imaginationen in den Blickpunkt und trägt im mikrosozialen Bereich zu deren Ausgleich bei.

Die Ansätze, die der außerhalb jeder staatlichen Institution operierende HipHop und sein verbales Ausdrucksmedium Rap auf der Basis einer Aufarbeitung und Kanalisierung von Emotionen zur Bewusstseinsbildung und Sozialisierung entwickelt haben, haben in mikrosozialen Bereichen das geschafft, was Sozial- und Kulturpolitik nicht leisten konnten:

- die Förderung von Selbstwertgefühl, durch das Kreativität und Intelligenz entwickelt werden kann;
- die konstruktive Auseinandersetzung mit dem ‚Anderen‘;
- die Erzeugung eines Bewusstseins für ‚Anderssein‘, das zur Entfaltung einer angewandten Demokratie beitragen kann.

Interkulturelles Zusammenleben funktioniert(e) in ihren Communities zwischen Christen und Muslimen, zwischen Schwarzen und Weißen, nicht nur weil sie sich dieses gemeinsame Zusammenleben zur Aufgabe gemacht haben, sondern weil sie an sich selbst arbeiteten, an den eigenen Ängsten und Gefühlen, und weil sie von ihren so gewonnenen kreativen Potentialen gegenseitig profitier(t)en.

5. RaPublikanismus und Islamismus

Dieser Versuch der sich als französische Staatsbürger betrachtenden Einwandererkinder, aktiv als Citoyens an der praktischen Verwirklichung der Demokratie mitzuwirken, ist nicht zur Kenntnis genommen worden. Fehlende Anerkennung bringt kulturelle Abseitsstellung hervor. So wurden bereits zwei Generationen in Ethnizität und zum Islam gedrängt. Seit 2000 sind viele Rapper und Jugendliche zum Islam konvertiert. Die Protokolle ihrer Entscheidungswege sind im Internet nachzulesen. Er bietet ihnen in einem Alltag ohne jede Perspektive, der außer Ablehnung und Diskriminierung nur Drogenkonsum und Kriminalität zu bieten hat, Halt durch Struktur und Orientierungswerte. Deren Vermittlung durch Rap gab ihnen eine meist zur Mission erhobene Aufgabe, ein Betätigungsfeld, das gleichzeitig die Grundlage zur Entfaltung einer positiven Identität bot. Noch vertreten die meisten einen sufistischen Islam, der die Muslime – wie Kerry James oder Abdel al-Malik – vor einer extremistischen, die Spaltung der Kulturen vorantreibenden Auslegung des Korans warnen will.

Dieses Problem ist nicht nur ein französisches, es betrifft die gesamte westliche (christliche) Gesellschaft. Denn es handelt sich dabei auch nicht nur um die Propagierung der religiösen Werte des Islam, sondern um eine Kritik an einem an seiner Globalisierung implodierenden Kapitalismus, der mit dem christlichen Westen gleichgesetzt wird. Diese Kritik beruft sich auf den seit jeher im Rap präsenten Afrozentrismus, Ägyptianismus und Rastafarianismus, mit dem die Lebensweise der weißen Gesellschaft, auf biblische Metaphorik zurückgreifend, ihrerseits zum Grundübel erklärt wird: zum babylonischen Sündenpfehl. So wird man möglichst schnell nach Lösungen suchen müssen, v.a. in Frankreich. Denn das Gefahrenpotential besteht nicht nur im sozialen Sprengstoff. Durch Kulturalisierung und Ideologisierung der Ursachen wurde ein Spannungsfeld zwischen den Kulturen aufgetan.

Wie dieses Spannungsfeld entschärft werden kann, wird deutlich, wenn man die Techniken und Wirkungsweisen der Hip-Hop-Kultur vor dem Hintergrund eines Kulturmodells betrachtet, das nicht auf Dichotomien beruht.

Literatur:

- Baudrillard, Jean, „Die Stadt und der Haß.“ In: Ursula Keller (Hg.), *Perspektiven metropolitaner Kultur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000: 130-141.
- Bhabha, Homi K., „DissemiNation: Zeit, Narrative und die Ränder der modernen Nation.“ In: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hrsg.), *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen: Stauffenburg 1997: 149-194.
- Bizeul, Yves (Hrsg.), *Integration von Migranten. Französische und deutsche Konzepte im Vergleich*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 2004.
- Dubet, François, Didier Lapeyronnie, *Im Aus der Vorstädte. Zerfall der demokratischen Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta 1994.
- Haegel, Florence, Henri Rey, Yves Sintomes, *La xénophobie en banlieue. Effets et expressions*. Paris: L’Harmattan 2000.

- Hüser, Dietmar, *RAPublikanische Synthese: Eine Zeitgeschichte populärer Musik und politischer Kultur*. Köln: Böhlau 2003.
- Christoph Jacke, Eva Kimminich, Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), *Kulturschutt: Über das Recyclen von Theorien und Kulturen*. Bielefeld: transcript 2006.
- Kimminich, Eva, „Immigration in Frankreich: Banlieue, Rassismus und Rap.“ In: Deutsches Archiv für Sozialgeschichte 2006 (im Druck).
- Kimminich Eva (Hrsg.), *Kulturelle Identität: Konstruktionen und Krisen*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 2003 (= Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen, Bd. 3).
- Kimminich, Eva (Hrsg.), *Rap: More than words*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 2004 (= Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen, Bd. 4).
- Schmidt, Siegfried, J., *Geschichten & Diskurse*. Hamburg: rowohlt 2003.
- Terkessidis, Mark, *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld: transcript 2004.
- Wieviorka, Michel, *Violence en France*. Paris: Seuil 1999.

Henrike Schmidt / Katy Teubener / Natal'ja Konradova

Semantic boundaries. Metaphors and media usage (on the Russian Internet)

In the present-day mass mythology, the main characteristic of the Internet is the destruction of boundaries of state, language, culture and information. At the same time, the specific function of communication – besides the exchange of information – is precisely the permanent designation of – semantic – boundaries. The analysis of processes taking place on Internet websites and chats (and on other Web-based communicative forums) allows to find out which identification features are of greatest importance for the web users, what is the shape of various Internet communities and whether any regularities can be observed in the type of websites the users choose, and in what way they build communicative rituals, a general ideology and other sub-cultural forms. To that goal, we have developed the concept of the ‘Internet as a cultural model’, which shall serve as an analytic grid giving insights on how cultural identity influences private and public media usages. This analytical approach will then be exemplified by two small case studies from our ‘object’ – the Russian Internet.

Cultural identity and media usage

The term ‘cultural identity’ is often criticized for its absence of scientific substance. In our understanding it signifies mental constructions that do not exist in ‘reality’ but, nevertheless, have a ‘real’ impact on the individual’s as well as the collective’s world views. Thus, cultural identity is assumed, rather than given and the effect is identity politics, implemented *top down* as well as *bottom up*. In correlation with the economic, social, and political conditions cultural identity determines the limits and the potential of social activity, which the individual and the society as a whole assign themselves. In consequence it influences *media usage* as well as understanding of the *public sphere(s)*. Central to our argument is this close relationship of cultural identity and public sphere which are, both, today performed largely via the media. As the sociologist Oskar Negt and the writer, film director and TV producer Alexander Kluge put it: “There is no identity in isolation. The formation of self-consciousness by the people [Bevölkerung] and by the individual depends on the faculty of expression of the public sphere as a whole” [Kluge 1985, 55].

The German scholar, Peter Wagner, in a critical review of the term ‘cultural identity’ suggests further operationalizing its usage by the introduction of three antinomies which, by their very nature, as contradictions, cannot be solved, but have to be analyzed in their constant shifting [Wagner 1997, 58]:

“choice“ – “fate”,
 “autonomy” – “domination”,
 “construction“ – “reality”.

The individual as well as the collective – the latter as an abstract assumption – position themselves within this framework of parameters. With regard to the antinomy of “choice – fate” the attributes of the personal and national character are interpreted as either “achieved” or “ascribed”, e.g. as flexible or as fixed. In the first case, responsibility and freedom are emphasized, whereas, in the second case, it is the ability to adapt to the per se unchangeable circumstances that is stressed. Exactly how interpersonal relationships and social communications are practised is dependent upon the ‘answer’ given with regard to the first antinomy. If “choice” is stressed, there is a tendency towards “autonomy”; if “fate” is experienced as a

guiding principle, “domination” is the more relevant factor of social organization. The individual’s and collective’s positioning with regard to the first two antinomies also determines the interpretation of the last one: “life” will be understood accordingly as a “construction” or as “reality”. The latter approach is, in academic theories, often labelled as an “essentialist world view”: “the notion that what we *are* is innate and unique”, as formulate Simon Franklin and Emma Widdis in their anthology, *National Identity in Russian Culture: An Introduction* [2004, 7].

According to their findings, Russian culture – always understood to a certain extent as an abstraction – is still largely dominated by an essentialist world view, which is deeply rooted in such different historical traditions as Russian religious philosophy on the one hand and Soviet ideology on the other. In contemporary, Post-Perestrojka Russia this view has been challenged by the sudden exposure to system transformation and globalization. Or to put in the words of the German literary scholar, Georg Witte [2005]: Russian society in the 1990s experienced a “trauma of contextualization”. The confrontation with a networked world, paralleled by the loss of a (artificially) homogenized identity and a lack of international status was experienced by large parts of the population as a shock. Mental patterns inherited from Soviet times made it especially difficult to adapt to the changing circumstances. Against this background a need for semantic control about the new medium seems to be of primary importance.

The Internet as a cultural model

The Internet, in contrast, may be seen as the predestined medium of contextualization, as it offers large possibilities for identity performances and gives information never isolated but embedded into a large variety of contexts. As a cultural model it stands, with regard to the above mentioned antinomies, for “choice”, “autonomy”, and “construction”. And thus represents a challenge to the idea of the border. Indeed, the technological features of the Internet are often endowed specific semantics – with positive or negative connotations – and accordingly inscribed into one’s world view:

	Positive Semantics	Technical features	Negative semantics	
Choice Autonomy Construction	Low hierarchies	Decentralized structure	Loss of authority	Fate Domination Reality
	Flexibility	Connectivity	Disorientation	
	Cooperation; collaborative ethics and aesthetics	Interactivity	Loss of control and quality; danger of abuse	

Of course, in practice, there may be realized a multiplicity of positions within this theoretical framework. These positive or negative semantics defining the semantic boundaries of media usage are transported largely with the help of metaphors.

Metaphors and communication technology

Metaphors are one of the most prominent linguistic devices to construct, maintain and secure such semantic boundaries. Annette Markham, a researcher in communication studies, underlines the specific function of metaphors for the perception of communication technologies in general and the Internet in particular [Markham 2003]. Metaphors as an existential and inevitable part of one's world perception via language and symbolic interaction especially shape people's usage of the Internet. They determine their personal and social activity on the web.

According to a study by Lee Ratzan [2000] the usage of metaphors describing the Internet is largely determined by the personal experiences of the speakers. Beginners tend to use more precise, confined, closed images and are rather afraid of the more metaphysical terms relying on images of vast, amorphous and unpredictable 'spaces' that the experts use. Ratzan comes to the conclusion that it is the low comfort levels of the inexperienced users, when confronted with the complex information networks of the WWW, that lead them to favour a more restrictive use of imagery. The usage of these metaphors is determined not only by the individual users experience, but is – on a deeply rooted, subconscious level – closely related to the cultural identity of the speakers.

Top down: Official discourses on the Russian Internet

The urge to civilize the chaotic, potentially dangerous and qualitatively "low" sector of Internet culture by introducing semantic boundaries is best exemplified by the RuNet Award 2004, which was given to 15 companies and projects for contributing to the development of the Russian segment of the Internet over the past 10 years. The event was opened by the journalists Viktor Balashov and Svetlana Zhilcova, representing the "good old days" of Soviet television, by portraying the Internet in a strongly metaphorical way as a "stormy information ocean" which is not easy – or rather impossible – to navigate. If in Soviet times, there have been not more than three information agencies, today their number has, on the Internet, grown to hundreds. To Zhilcova, the image of this vast field of information is threatening and she concludes, that on the Internet should work only "people of good faith". Based on the usage of metaphors of fear she appeals to an urge for control, which is still dominant in post-Soviet Russian society. This is of actual political significance as in Russia in 2006 approximately 80% of the population do not have access to the world wide communication networks and therefore most often rely on information about the Internet primarily perceived via television and print media, which are mainly determined by the Russian State Authorities [Brunmeier 2005, 21-30].

The prize itself is a gilded, heavyweight statue shaped like an ionic column and was designed to symbolize "high arts", "the crown of technology" and "monumentalism". In contrast to the endangering characteristics of the Internet as chaotic, wild and potentially dangerous, the visual metaphor of the antic column presents a monumental and mighty symbol. The openness of the medium – with all its possibilities and risks – is canalised and civilized. The dangerous "element" of the uncivilized Internet is semantically closed.

Bottom up: National, State and Virtual Identities

A major factor for the primary identification and the subsequent separation of ‘insiders’ and ‘outsiders’ is the native language. Thus, the RuNet is an essentially Russian-speaking Internet that brings together writers whose native language is Russian, but who are not necessarily residents of Russia. When talking about the Russian Internet or any other nationally defined segment of the global Internet a vagueness of definition is encountered. A good example for such a positioning within the complex matrix of the Russian Internet, which boundlessness may serve as a provocation to build up new distinct territories, is the *Zagranica* project. *Zagranica*, hosted by the Maksim Moshkov’s Library, is a literary self-publication website dedicated to stories about life abroad and written by Russians. The title may be translated as “Abroad” or “Across the border”. *Zagranica* [Abroad] is intended “for the creation of authors’ sections with travelogues and impressions of life abroad” and implies self-publication.

Political, historical and ideological problems carry special weight for *Zagranica*, as opposed to other literary sites. This is due, partly, to the documentary character of the published texts and to the established tradition of the *Zagranica* community, but mostly to the peculiarities of emigrant identity. The authors live in different countries, and for the most part their experience of life in a new homeland is, in one way or another, contrasted with the memories of the old homeland. Even the most integrated emigrants tend to employ a very traditional ideogeme expressed by the opposition of ‘barbaric/civilized’ and ‘spiritually mature/fat’. In the first case, the new life has positive economic, ecological and social characteristics: there is freedom of travel, the social services are easily accessible, the cities are clean, the disabled are well-treated etc. In the second case, it is the description of the hardships of emigration that prevails, and the emphasis is placed upon how the residents of the new homeland are ‘lacking in spiritual life’ (‘greedy’, ‘stupid’ etc.) when compared to the Russians. The divergence between the positions of the *Zagranica* authors along this line of evaluation does not depend directly on whether life abroad is meeting their needs and expectations. The same person can voice both types of opinion within the same work. The semantic boundaries are built according to traditional stereotypes.

It has already been noted that issues of nationality, ethnicity, politics and ideology are, understandably, more prominent in the *Zagranica* texts and discussions than any other themes, though they do not constitute the absolute majority of topics under discussion. However, just as on other websites with a stable member structure, one of the most important questions – discussed on the boards and, after a period of time, reflected in the published texts – is whether *Zagranica* itself is a website visited by the same people, with a system of connections and discussion topics of its own. On the message board, more detailed instructions and reflections on the ‘exploration’ of the new website and the ‘profitability’ of online communication are to be found. Thus, server boundaries become the boundaries of space, which the ‘inhabitants’ may be unwilling to cross because the space has been explored, while the strange and unknown sites are full of perils. Once an online community has established its borders, it tries to keep to them without violating the others, all the while constantly monitoring the state of its own resource.

Online communication that brings different users together under a common theme as important as emigration is for the emigrants, undoubtedly destroys the identification boundaries of state, but it sets up new boundaries instead. Apart from the common language (which can be a uniting principle only in diasporas, where a foreign language has the dominant position) and a topic of common significance (which includes, as has been demonstrated above, not so much impressions of the new country as memories of homeland), such boundaries are formed by the limits of the website itself. The latter fact is especially noteworthy: it is the self-identification of regular members as ‘Zagranica people’ that allows the nucleus of the community to shape their identity. At a certain point, membership of *Zagranica* becomes one of the primary identifying features – along with emigration itself, which is always a serious traumatic experience. Most interestingly, the increase in emigrant activity on the *Zagranica* site has, to a certain extent, moved out the authors living in Russia itself.

Semantic boundaries: individual need and/or political issue?

Thus, the drawing of semantic boundaries on the seemingly borderless Internet via metaphors, the semantics of communication technology, and the construction of distinct virtual spaces seems to be an individual and collective need for structuring the communication environment, a process which – top down as well as bottom up – depends in its intensity on cultural identity and the individual user experience. At the same time, it is subject to political instrumentalization with regard to issues of globalization (migration policy) as well as with regard to national issues (media control). Against this background, metaphors of the Internet fulfil an explicit political function and are an object of political manipulation. The dominance of interpretation turns out to be a more efficient tool of mind control than any technical means which by nature of the Internet will always be vulnerable.

In consequence, as perspectives for further research, the term cultural identity should be defined more precisely in its significance for media usage as a major factor in the emergence of (globalized) public spheres. This interrelation is, to our minds, of utmost importance for the implementation of the Internet, as a medium defining itself through participation, especially in societies with a traditionally strong dominance of the State authority. It is thus, according to Annette Markham, the responsibility of the scientific analysis to reveal the semantics of communication technology and the mechanisms of their functioning, in order to keep the boundaries of media usages more flexible – and thus to contribute to the emergence of vital (global) public spheres. This remark is by no means restricted to the analysis of societies as the Russian one which may easily be criticized for their restrictive media policies, but as well for the media saturated societies of Western types with their recurrent metaphors of “tools” and “data highways” which implicitly – and very effectively – contribute to the construction of semantic boundaries and limit the scope of innovative media usages – if not for political control then for commercial interests.

References:

- Franklin, Simon / Widdis, Emma (Eds.) (2004): National identity in Russian culture: an introduction. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kluge, Alexander (1985): Die Macht der Bewusstseinsindustrie und das Schicksal der Öffentlichkeit. In: Klaus von Bismarck u.a.: Industrialisierung des Bewusstseins. Eine kritische Auseinandersetzung mit den "neuen" Medien. München/Zürich.
- Markham, Annette (2003): Metaphors reflecting and shaping the reality of the Internet, <<http://faculty.uvi.edu/users/amarkha/writing/MarkhamTPWwebversion.htm>> (05.09.2005).
- Ratzan, Lee (2000): Making sense of the web: a metaphorical approach. In: Information Research, Vol. 6, 1, October, <<http://informationr.net/ir/6-1/paper85.html>> (05.09.2005).
- Wagner, Peter (1999): Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität. In: Aleida Assmann and Heidrun Friese (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 44 - 72.
- Witte, Georg (2005): Vortrag auf der Konferenz ‚Soziokulturelle Umbrüche und ihre ‚Bewältigungen‘ in Deutschland und Russland. Promotionskolleg Ost-West 2. Turnus, Bochum 28.02. - 02.03.2005.

Lydia Haustein

Ikonen des globalen Bildverkehrs

Stand die Macht der Bilder und ihrer Medien schon immer im Zentrum der Inszenierung kultureller Identität, so bildet sie im politischen Bildgebrauch des beginnenden Jahrtausends einen Höhepunkt. Ihr Bedeutungszuwachs lässt sich aus den Selbstdarstellungen der Kulturen wie den Visualisierungsstrategien ihrer oft gewalttätigen politischen oder religiösen Propaganda ablesen. Die Wirksamkeit der allgegenwärtigen Bilder potenziert sich in der Beziehung einzelner Medien und ihrem engmaschigem Netz in transnationale Räume hinein. Am Ende erreicht sie mit ihren Ausläufern im weit gefächerten System der Globalisierung auch die Aufmerksamkeit solcher Gruppierungen, die – wie bei der *Kontroverse um die Mohammed-Karikaturen* geschehen – auf lange Sicht von jeder selbst bestimmten Medienpartizipation ausgeschlossen bleiben werden.

In einer Welt der Bilder erscheint es als alltägliche Praxis, mit immer komplexeren Erkenntnissen des denkenden Sehens konfrontiert zu sein. Die visuelle Welt verlangt nach Versuchsanordnungen und Rahmungen, die die Beziehung des sehenden Menschen zur materiellen Welt verständlich macht. Die Rede von der Allgegenwart der Bilder nimmt babylonische Züge an. Stillschweigend gehen wir alle davon aus, dass die Frage nach den Bildern beantwortet sei, wenn wir sie in scheinbar anthropologischen Konstanten oder dem „essentialistischen Menschen“ verorten.

Inflationär sind nicht die Bilder, sondern der unterschiedliche Gebrauch, der von ihrem Begriff gemacht wird. Zweifellos verwirrt uns die Vielfalt der Bild- und Medienbegriffe, können wir die Frage nach den zeitgenössischen Bildern immer weniger beantworten. Auch die historische Perspektive – also zu sagen, was die Bilder zu anderen Zeiten für die Menschen gewesen sind, wie Walter Benjamin diese Frage konkretisierte – hat ihre Aktualität nicht verloren.

Topographische und mediale Elemente des Bildlichen vermischen sich im Gedächtnis zu einem untrennbaren Ganzen, ohne jedoch geopolitische Grenzen aufheben zu können. In jedem Menschen, Ort der Bilder, verbergen sich „links“ zu neuen Bildern in mentalen und digitalen Endlosschleifen. Es entstehen insbesondere im mnemotechnischen Gestus der digitalen Medien technische Gedächtnisbilder, komplex und rätselhaft, die im relationalen Raum der Medien zersplittern. Eine technische Registratur, die metaphorische Gestalt des „Seismographen“, diente bereits Aby Warburg zur Fixierung der „mnemischen Wellen“ der Kunst seiner Zeit, die nach seiner Auffassung die Mehrdeutigkeit eines europäischen Bildgedächtnisses festhalte. Ihm, dem Kunsthistoriker, der auf dem Weg war, Bildhistoriker zu werden, war es explizit um eine Bildwissenschaft zu tun, die sich nicht auf die Einengung älterer Kunstwerke beziehen sollte.

Als Begründer der ikonologischen Forschung legte Warburg einen Bilder-Atlas „Mnemosyne“ an. Beeinflusst durch ein evolutionistisches Denkmodell konzentrierte er sich auf das Seelenleben des „primitiven Menschen“, wenn er das „missing cultural link“ zwischen Antike und Moderne suchte. Wesentlich bezieht er sich auf symbolische Formen, die sich in unterschiedlichen Zeitdimensionen entwickelt haben, dann aber als vermeintlich zeitgleich präsentiert werden. Die Bildsammlungen fragten chronologisch nach der Tradition von Formen und Gesten, aber auch nach der Funktion der bildenden Kunst in einem spezifischen historischen Kontext und dem Weiterleben von bestimmten Formen in Bereichen von „High

and Low“. Warburg erfasst die von ihm ausgewählten Bildwerke in einem Schema, das wir heute zwischen „hypertextuellem link“ und Verschlagwortung positionieren würden. Die Relation zwischen den Bildern stellte Warburg einerseits durch verschiedenfarbige Linien, Diagramme und Notizen dar; andererseits arbeitete Warburg mit Listen von Schlüsselbegriffen, um bestimmte Themen oder Motive für Aufsätze oder Vorlesungen zu kennzeichnen. Die avisierte Flexibilität stellte für ihn die größte zu bewältigende Herausforderung dar. Sie kennzeichnet damit sein „work in progress“ als ein bedeutendes „Zeugnis der Avantgarde“, um eine Ausdruck von George Didi-Huberman aufzugreifen.¹ Wenn man Warburgs „Begriffslandschaften“ in digitalen „Topic Maps“ wieder findet, können diese im übertragenen Sinne zu Navigation und Retrieval in großen Informationsmengen verwendet werden.

Bei der Transformation von Warburgs Grundidee in die Gegenwart haben wir seine Interpretation der historischen Zeitachse in die des globalen Raumes transformiert. Bei der globalen Verbreitung der Bilder fragen wir nach dem Verhältnis zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Macht und Identität. Wir streben keine Begriffsgeschichte der hybriden Identität an, sondern bemühen uns um klare Abgrenzung der Diskurse. Niemals hatte eine Gesellschaft eine einzige, unveränderliche Identität, die ohne interne Differenzierung ihrer Bilder auftreten konnte. Doch heute geschehen in der Lebensspanne eines einzigen Individuums mehr historische Umwälzungen, als früher in Jahrhunderten möglich waren.

Die digitalen Räume in Kunst und Medien verändern das Miteinander der Menschen zunehmend in einer neuen Dimension: Sie öffnen mentale und geografische Grenzen und verbinden in ihren multimedialen Strukturen und großem Reservoir an Bildern und Szenarien das Leben auf allen Kontinenten. Die durch Medien begründete Vielzahl an Lebensentwürfen spiegelt als machtvolle Instanz die Prägung sozialer Zeichensysteme und individueller Identitäten. Ein geradezu unerschöpfliches und beliebig verfügbares Arsenal digitaler Angebote ersetzt die Rolle der bislang üblichen Gebräuche und Riten.

So konzentriert sich die schwierige Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe in Asien, Lateinamerika oder Afrika weg von den nationalen und in einer emanzipatorischen Gegenbewegung hin zu transnationalen Zusammenhängen. In den umgeformten geopolitischen Verhältnissen leistet vor allem der Blick auf die inneren Bilder Widerstand.

Wenn die eingeübte Bildkultur in einer globalisierten Welt zur Disposition steht wird natürlich nach den internationalen Bildproduzenten gefragt. Warum sollten Kommunikations- und Wahrnehmungsprozesse medialer Globalisierung plötzlich neutrale Eigenschaften enthalten, wenn doch über die Jahrhunderte in allen Gesellschaften Bilder zensiert, zerstört oder tabuisiert wurden. Mit dem Begriff der Mediologie des französischen Philosophen Régis Debray sind Fragen nach Technologien, historischen Prozesse und kulturellen Praktiken der aktuellen lebensweltlichen Grundlage neu zu stellen. Die Transformation des Systems kultureller Übermittlung sowie die Übersetzung zwischen den Kulturen rückt ins Zentrum der Bilder und verwehrt sich dagegen, neue Phänomene mit alten Maßstäben zu messen. Die theoretische Aufmerksamkeit richtet sich auf das Verhältnis von symbolischen Welten, physikalischer Wirklichkeit und den vielschichtigen Prozessen der Übertragung oder Übermittlung innerhalb einer Kultur.

¹ Vgl. George Didi-Huberman, *Vor einem Bild*, München/Wien 2000, S. 200.

Lidija R. Basta Fleiner

The International Community and Constitution-Making in Multicultural Societies of Today's Europe: New Issues on the Research Agenda

1. *Mapping the Issues and Major Challenges to Constitution-Making of Today, or: Why is constitution-making a relevant issue for the topic of the Conference?*

Cultural identity has long been one of the major constitutional issues, and at the same time one of the major challenges, for a liberal constitutional democracy. (Germany: despite serious economic problems, it is the cultural themes which dominate political debate. This is of itself a signal that the debate is approaching national identity in terms of the commonly accepted values underlying a democratic consensus.)

The process of constitution-making may run as a significant communicative power over major political issues - *pouvoir constituant politisant* and *pouvoir constituant politisé*; democratic (consensus-building) potentials of communication due to its major role in building trust and tolerance (the discourse theory of law applied to constitution-making) implies that constitution-making as a discursive process of will formation can turn into a primary source of social integration.

Different but equally relevant aspects of the phenomenon of both the “re-designing” and “diluting” of democratic legitimation of constitution-making power: a) the *constitutionalisation of international standards*, especially but not any more only in the human rights sphere - e.g. the role of the Council of Europe, as a “constitution-maker”; b) the *internationalisation of constitution-making* through facilitation and mediation in post-conflict situations – constitution-making without a democratic constitution of polity; c) the emergence of a great bulk of specialized technical norms, brought by foreign experts, does it also dilute the “cultural” constitution-making? These are different but equally relevant questions, and each embraces a whole set of new issues for the research agenda, with a common denominator - the emergence of a *supra-national constitutionalism without “constitutional demos”*.

Last, but not least: Still existing *structural obstacles and paradoxes* in the process of building and consolidating constitutional democracy in *post-communist countries*, where the constitution has been expected to create its own pre-conditions, and their effect on the attitude of these, mostly multiethnic societies to “otherness”.

2. *The Council of Europe as a “Constitution-Maker” for its New Members*

Although it is not of the same nature as EU “constitution-making”, the role that the Council of Europe plays in the constitutional processes of its new member states is more pertinent to the topic since the CoE did turn to a “constitutional reformer” in “new Europe”. Not necessarily backed by a national democratic consensus of concerned states, the positions taken by major CoE bodies (notably Parliamentary Assembly and Venice Commission) and its treaty-monitoring procedure (ACFC) in some cases may nonetheless directly affect and indirectly “intervene” into most sensitive issues of the constitutional design of a given country.

Several examples: a) Georgia's ratification of the Framework Convention on National Minorities, b) the profound differences between Flemish and Francophone communities in Belgium over linguistic politics in Belgium have received new impetus and engaged new arguments in the debate over territoriality vs. personality principle due to the Parliamentary Assembly's position on the delay of the ratification of the Framework Convention on the Protection of National Minorities; c) the opinion delivered by the Venice Commission on the forthcoming referendum on the future status of Montenegro; d) the PA Recommendation 1735 (2006) on the concept of nation is a far-reaching statement on the concept of nation within a multilateral setting arguing in favour of multicultural citizenship as a pre-condition to inclusive and participatory democracy, which provoked strong political reactions and debates in Romania.

3. *International Community as a "Pouvoir Constituant": Constitution Making and Nation Building as Part of Conflict-Transformation*

In a post-conflict situation, an absence of tolerance and trust as necessary conditions for peaceful and democratic society is evident already at a symbolic level. A profoundly different reading of key causes of a conflict as well as a fully contradicting assessment of the present situation is often at hand. In consequence, it is almost impossible to reach an agreement on the constitutive nature of the future common state framework. There is not enough political will to understand the other side, however critically important it may be. The role of the elite is in this sense critical, and the paradox of the situation lies in the fact that the positions of the elites cannot be democratically verified. Besides, given that the international community has to negotiate with elites, it offers the latter a comfortable position in which they often trade off constitutional solutions for their own political survival.

There is a principal shift in the objective of constitution making which of itself makes an authentic constitutional consensus obsolete. The international community operates under geo-strategic terms of reference, and these usually have nothing to do with internal viability, i.e., inside legitimacy of the proposed solution. Not common identity, but geo-strategic stability in the region is the matter of major concern, and internationally negotiated, in a way imposed framework for the solutions remains in principle non-negotiable. (Bosnia, Serbia and Montenegro, Cyprus, East Timor, Iraq...)

Not surprisingly, the results until now have not been very convincing. To start with, negative effects for the nation building process have been evident. Nation-building processes form power relations from the inside, which the foreign interventions can only distort. In addition, this is also the reason why foreign pressure usually proves to be ineffective: power relations are distorted and there remain no reliable actors to respond to the pressure. Moreover, internationally facilitated or negotiated constitutional arrangements have failed to fulfil three important conditions for constitution-making and nation-building in multicultural societies: a/ the process should ensure that the constitution is legitimate and legal; b/ it should guarantee inclusion as a proof of the respect for diversity c/ the process should promote the direct participation of the public in constitution-making.

Last but not least, "international constitution-making", often imposing unviable solutions, and the lack of effective guarantees for international rule of law, inherently challenge the legitimacy of constitutional arrangements in such cases. Western democracies do not build upon inherent identity between legality and legitimacy. More importantly for democratic constitutionalism, legality as such is immanently legitimate only under two, equally indis-

pensable conditions: a) that legality relies upon a consensus of those concerned (government by consent), and b) that it is “universalisable”, i.e. generally applied (legal security and equality before the law).

4. *The Case of South Eastern Europe*

In most of the states emerging out of the Yugoslav wars, we have to do with both weak states and weak civil societies. The constitutional agreements mediated by the international community in the Balkans (Dayton Agreement, Ohrid Agreement, and Serbia and Montenegro Agreement) resulted in basically contested states. The constitutional frameworks are both the outcome and the cause of weak states and weak civil societies.

Since these agreements heavily relied upon elites that were leading conflicts, constitutional design was to a great extent a matter of political bargaining and not of state vision. Power-sharing and not right enforcement was the main principle in pacifying inter-ethnic tension. An inevitable, immanent effect of such a strategy is that ethnic issues in general and those of minorities in particular are first and foremost perceived as territorial issues. In this sense and paradoxically enough, these constitutional frameworks replicated one of the major mistakes of otherwise different, ex-communist federal constitutions. They have set up states in the process of permanent negotiation and re-constitution.

In consequence, the growing gap between the public and the political elite and the growing mistrust in the democratic institutions is the very essence of the state of politics in the Balkans. Democratic transition paradigm is not to be reduced to measuring institutions and institutional performances. The scenario of “the slow death of democracy” – destroying the representative nature of democracy while keeping its institutional shell – is a major risk for the Balkans today. It will inherently put in question constitution making as a key instrument in generating the new founding consensus of a democratic polity “*in statu nascendi*”. Constitution-making will indeed be taking place. However, in terms of its genuine nature, it may well end by being no “*Verfassungsrevolution*” (Preuss) as the “*nachholende Revolution*” (Habermas) of the major part of the Western Balkans.

Alexander Thomas

Interkulturelle Kompetenz im internationalen Management

Interkulturelle Kompetenz ist inzwischen als eine zukünftig immer wichtiger werdende Schlüsselqualifikation für Fach- und Führungskräfte unserer Gesellschaft allgemein anerkannt.

1. Anforderungen an die internationale (Wirtschafts-)Zusammenarbeit

Eine produktive internationale (interkulturelle) Zusammenarbeit kann nicht dadurch erreicht werden, dass Vertreter einer Nation/Kultur den Mitgliedern einer anderen Kultur vorschreiben, was und wie sie zu denken und zu handeln haben - wie dies ja tatsächlich in der Vergangenheit meist der Fall war. Produktiv kann die globale Zusammenarbeit nur werden durch gegenseitige Akzeptanz und Anpassungsbereitschaft. Aus dieser Erkenntnis lassen sich schon jetzt Anforderungsmerkmale für den produktiven internationalen Manager ableiten, wie sie bereits in der internationalen Forschungsliteratur zu finden sind:

Fachliche Qualifikation, Führungsfähigkeit, Managementfähigkeiten, Unabhängigkeit, Zielstrebigkeit, Kommunikationsfähigkeit, Flexibilität, Lern- und Anpassungsfähigkeit, Toleranz, psychische und physische Belastbarkeit, soziale Handlungskompetenz, Fremdsprachenkenntnisse usw.

Mit diesen "Qualifikationslisten für den erfolgreichen Auslandsmitarbeiter" nahezu identische Merkmalslisten finden sich für die "qualifizierte Führungskraft" eines modernen Unternehmens, für den "erfolgreichen Geschäftsmann" oder das "Ideal des modernen Menschen", wie aus jedem Werbetext einer Personalanzeige zu ersehen ist. Damit werden diese Qualifikationsmerkmale aber zu einer Ansammlung unspezifischer Etikettierungen ohne praktischen Nutzen.

Forschungen über psychologisch relevante Anforderungen an Menschen, die im internationalen Management tätig sind, und Versuche der Anforderungsbewältigung zeigen vier Reaktionstypen auf interkulturelle Begegnungserfahrungen:

1. **Der Ignorant:** Wer nicht so denkt und handelt, wie es richtig ist, d.h. wie ich es gewohnt bin, ist entweder dumm (ihn muss man aufklären), unwillig (ihn muss man motivieren oder zwingen) oder unfähig (ihn kann man trainieren). Wer sich nach allen erdenklichen Bemühungen immer noch falsch verhält, dem ist nicht zu helfen. Er kommt als Partner nicht in Betracht. Kulturell bedingte Verhaltensunterschiede werden nicht wahrgenommen, nicht ernstgenommen oder einfach negiert.
2. **Der Universalist:** Menschen sind im Grunde auf der ganzen Welt gleich. Kulturelle Unterschiede haben - wenn überhaupt - nur unbedeutende Einflüsse auf das Managementverhalten. Mit Freundlichkeit, Toleranz und Durchsetzungsfähigkeit lassen sich alle Probleme meistern. Im Zuge der Tendenz zur kulturellen Konvergenz werden die noch bestehenden Unterschiede im "global village" sowieso rasch verschwinden.
3. **Der Macher:** Ob kulturelle Einflüsse das Denken oder Verhalten bestimmen oder nicht, ist nicht so wichtig. Entscheidend ist, dass man weiß, was man will, dass man klare Ziele hat, sie überzeugend vermitteln kann und sie durchzusetzen versteht.

Wer den eigenen Wettbewerbsvorteil erkennt und ihn zu nutzen versteht, gewinnt - unabhängig davon, in welcher Kultur er lebt und tätig wird.

4. **Der Potenzierer:** Jede Kultur hat eigene Arten des Denkens und Handelns ausgebildet (kulturspezifisches Orientierungssystem), die von den Mitgliedern der Kultur gelernt und als "richtig" anerkannt werden. Produktives internationales Management muss diese unterschiedlichen Denk- und Handlungsweisen auch als Potential erkennen und ernst nehmen. Kulturelle Unterschiede können aufeinander abgestimmt und - miteinander verzahnt - synergetische Effekte erzeugen und so einen Wettbewerbsvorteil im internationalen Management bieten.

Diese vier Reaktionstypen unterscheiden sich hinsichtlich der Dimensionen Einfachheit - Komplexität, Aktionismus - Reflexivität und interkulturelle Dominanz - interkulturelle Kompetenz. "Der Ignorant" und "der Macher" übersehen und negieren die Bedeutung kultureller Unterschiede zugunsten eines einfach strukturierten machbarkeitsorientierten und machtdeterminierten Welt- und Menschenbildes. Erfolgreich sind internationale Manager dieses Typs dann, wenn sie als Monopolisten begehrter Ressourcen (Kapital, Know-how, Waren, Dienstleistungen) konkurrenzlos und einseitig die Geschäftsbedingungen diktieren können. "Der Universalist" kann als Utopist so lange erfolgreich sein, wie seine Überzeugungen vom "global village" nicht ernsthaft auf die Probe gestellt werden oder solange sich seine Kulturexperimente im Milieu einer weitgehend standardisierten internationalen Businesskultur (Hotel, Flugzeug, Konferenzritual etc.) ausbilden und dort verbleiben.

Allein "der Potenzierer" ist in der Lage, interkulturelle Kompetenzen zu erwerben, die ihn in die Lage versetzen, eigene kulturelle Denk- und Verhaltensgewohnheiten mit fremdkulturellen Orientierungsmustern so zu verbinden, dass Missverständnisse und Spannungen minimiert und Handlungspotentiale maximiert werden. Ignoranz kultureller Unterschiede und Dominanz einer Kultur über die andere Kultur - oft gar nicht einmal bewusst als Machtinstrument eingesetzt, häufig aber wohlmeinend naiv praktiziert - sind keine produktiven und kompetenten Formen internationaler Zusammenarbeit und internationalen Managements.

2. Interkulturelle Handlungsleistungen

In der Berufs- und Arbeitswelt werden immer häufiger neben den als selbstverständlich angesehenen fachspezifischen Kompetenzen eine Reihe von überfachlichen Kompetenzen, so genannte Schlüsselqualifikationen, eingefordert und, sofern noch nicht vorhanden, durch Training gefördert.

Mit zunehmender Internationalisierung und Globalisierung weiter Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, der Beobachtung, dass immer mehr Menschen beruflich oder privat, freiwillig oder gezwungen, mit Menschen anderer Kulturen zusammentreffen, deren Interessen, Wünsche und Ansprüche verstehen und ernst nehmen müssen, und mit der Tatsache, dass die Qualitätsanforderungen an das in diesen Begegnungen stattfindende interkulturelle Lernen, interkulturelle Verstehen und interkulturelle Handeln immer mehr zunehmen, wird der als zentrale Schlüsselqualifikation für die zukünftige Entwicklung moderner Gesellschaften anzusehenden „Interkulturellen Kompetenz“ eine immer größere Bedeutung zukommen. Schon jetzt wird immer öfter festgestellt, dass viele Misserfolge im Geschäftsleben sowie psychische und physische Belastungen der Auslandsmitarbeiter vermieden werden könnten, wenn interkulturelle Handlungskompetenz als für die zukünftige Entwicklung zentral bedeutsame Schlüsselqualifikation in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft angesehen würde

und dementsprechende Qualifizierungsprogramme verfügbar wären. Immer mehr Forschungsbefunde und Praxiserfahrungen im Kontext gescheiterter Auslandsunternehmungen, z. B. Joint Venture und internationale Mergers, belegen diese Aussage. Fremdheit und Andersartigkeit müssen in ihrer kulturellen Bedingtheit wahrgenommen (Interkulturelle Wahrnehmung) und als bedeutsam für das interaktive Geschehen bewertet werden. Es müssen Kenntnisse über das fremdkulturelle Orientierungssystem und die Art und Weise seiner Handlungswirksamkeit erworben werden (Interkulturelles Lernen). Der Handelnde muss wissen und nachvollziehen können, warum die Partner so andersartig wahrnehmen, urteilen, empfinden und handeln. Er muss auch bereit sein, diese Denk- und Verhaltensgewohnheiten zu respektieren und im Kontext der fremden Kulturentwicklung zu würdigen (Interkulturelle Wertschätzung). Weiterhin muss er wissen, reflektieren und nachvollziehen können, wie sein eigenkulturelles Orientierungssystem beschaffen ist, wie es das eigene Denken und Verhalten bestimmt und welche Konsequenzen sich aus dem Aufeinandertreffen der eigenen und der fremden kulturspezifischen Orientierungssysteme für das interaktive und gegenseitige Verstehen ergeben (Interkulturelles Verstehen). Schließlich muss der Handelnde in der Lage sein, aus dem Vergleich des eigenen und fremden Orientierungssystems heraus sensibel auf den Partner zu reagieren, dessen kulturspezifischen Perspektiven partiell zu übernehmen (Interkulturelle Sensibilität). Zu dem mehr deklarativen Wissen über die handlungswirksamen Merkmale des eigenen und fremden kulturspezifischen Orientierungssystems muss ein prozedurales Wissen im Sinne eines Wissens über den kulturadäquaten Einsatz und Umgang mit kulturbedingten Unterschieden hinzukommen. Nur so ist es möglich, den interkulturellen Handlungsprozess so (mit)gestalten zu können, dass Missverständnisse vermieden oder aufgeklärt werden können und gemeinsame Problemlösungen kreiert werden, die von allen beteiligten Personen akzeptiert und produktiv genutzt werden (Interkulturelle Kompetenz).

3. Forschungen zur interkulturellen Kompetenz

Unabhängig von Anerkennung oder Vernachlässigung der Bedeutsamkeit interkultureller Kompetenz im Feld wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Handelns gibt es inzwischen eine zunehmende Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten zur Analyse der Bedingungen, Erscheinungsformen und Wirkungen interkultureller Kompetenz ebenso wie zur Entwicklung, Qualifizierung und Evaluation von Verfahren zum Aufbau interkultureller Kompetenz. Interkulturelle Kompetenz ist längst Forschungsgegenstand verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen. Die überwiegende Mehrzahl relevanter Anteile bezieht sich auf Fragestellungen im Kontext der Fremdsprachenausbildung (Sprachfähigkeit, Sprachvermittlung, Fremdsprachenunterricht). Interkulturelle Kompetenz wird hier meist mit Fremdsprachenkompetenz gleichgesetzt. Diese ist sicher ein wichtiger Aspekt, umfasst aber nicht das gesamte Themenspektrum. Im Rahmen wirtschaftswissenschaftlicher Analysen zur Interkulturalität wird interkulturelle Kompetenz als ein Sammelbegriff benutzt zur Auflistung einer Fülle von spezifischen Anforderungen, die erfüllt sein müssen, bzw. Fähigkeiten und Fertigkeiten, die zu erwerben und zu fördern sind, wenn jemand im Ausland wirtschaftlich erfolgreich sein will. Oft lesen sich diese Listen wie das Persönlichkeitsprofil des modernen Menschen, mit stark idealisierten, von allen angestrebten, aber von niemandem erreichten Leistungsmerkmalen. Führungsstärke, Dominanz und Durchsetzungskompetenz stehen da neben Empathie, Gelassenheit und Toleranz gegenüber Fremdheit, ohne dass dabei die Unvereinbarkeit der geforderten Kompetenzen bemerkt, geschweige denn diskutiert werden. Fragen der Mitarbeiterauswahl, -förderung und -schulung (z. B. in Form von Assessment-

Center-Techniken), der Entwicklung und Evaluation geeigneter Verfahren (Kompetenztrainings) zur Förderung interkultureller Kompetenz und des zielgruppenspezifischen Einsatzes solcher Trainingsverfahren gehören mit in diesen Kontext. Die Pädagogik favorisiert eher das Thema „Interkulturelles Lernen“ statt interkulturelle Kompetenz. Der Begriff „Interkulturelle Kompetenz“ wird hier offensichtlich zu sehr auf Leistungsorientierung ausgerichtet interpretiert und ist zu wenig prozessbezogen. Allenfalls im Zusammenhang mit der interkulturellen Kompetenz von Lehrern und in der Sozialarbeit tätigen Fachkräften erscheint interkulturelle Kompetenz als ein die Pädagogen interessierendes Thema. Im Fach Psychologie dominieren bis heute eindeutig die angloamerikanischen Forschungen der so genannten Kultur vergleichenden Psychologie (cross-cultural psychology), in der sich im Umfeld des Themas Interkulturelle Kompetenz eine Fülle benachbarter Begriffe mit entsprechenden Modell- und Theorieversuchen herausgebildet und zum Teil etabliert haben: cross-cultural effectiveness, cross-cultural adjustment, cross-cultural competence, cross-cultural communication effectiveness, intercultural effectiveness, intercultural competence, intercultural communication competence, cross-cultural communication competence, cross-cultural adaptation, cross-cultural success, cross-cultural failure, personal adjustment, personal success, personal failure usw.; mit oft unklaren und wechselnden Bedeutungszuschreibungen.

Diese Begriffsvielfalt ist unter anderem damit zu erklären, dass die einschlägigen Forschungen zu diesem Thema aus praktischen Notwendigkeiten entstanden, z. B. im Zuge von Diagnose und Training, und oft ohne Rücksicht auf eine Theorie oder auf entsprechende Ergebnisse der Grundlagenforschung. In den letzten zehn Jahren wurden Versuche unternommen, die Forschungsergebnisse zu strukturieren und zusammenzufassen. Hinzu kommen Forderungen nach einer stärkeren Fokussierung der Forschungen zur interkulturellen Kompetenz auf verhaltensrelevante Anforderungen, auf die Berücksichtigung sozialer und organisatorischer Kontexte, auf die Aufgabenspezifität und die vielfältigen sozialen Beziehungsaspekte. Zudem ist bemerkenswert, dass wissenschaftliche Analysen im Umfeld des Begriffs „Interkulturelle Kompetenz“ hauptsächlich auf das Individuum konzentriert sind. Nur selten wird dieses Thema in Zusammenhang mit Gruppen und größeren Organisationseinheiten diskutiert. Die angloamerikanisch dominierten Forschungen zur interkulturellen Kompetenz haben im Laufe der vergangenen 50 Jahre einen ähnlichen Paradigmenwechsel durchlaufen wie viele andere psychologische Konstrukte auch; z. B. Führungsstil, Macht, Aggression. Die lange vertretene Überzeugung, dass bestimmte Persönlichkeitsmerkmale interkulturelle Kompetenz determinieren (personalistisches Konzept) erwies sich insofern als Trugschluss, weil Anpassungserfolge und einzelne Persönlichkeitseigenschaften oder deren Kombinationen überhaupt nicht oder nur mäßig miteinander korrelieren.

Interkulturelle Kompetenz ist nicht einfach nur vorhanden oder nicht vorhanden, sondern das Resultat eines Lernprozesses. Sie entwickelt sich in der Auseinandersetzung mit kulturellen Überschneidungssituationen, über interkulturelle Erfahrungen sowie der gezielten Reflexion eigenkultureller und fremdkultureller Orientierungssysteme. Interkulturelle Handlungskompetenz entwickelt sich nicht einfach durch „learning by doing“ oder aufgrund einer toleranten und weltoffenen Einstellung bzw. als Resultat andauernden weltumspannenden Reisens im Firmenauftrag. Interkulturelles Lernen erschöpft sich auch nicht im Erlernen einiger (exotischer) Merkmale anderer Kulturen oder fremdkultureller Orientierungssysteme und einem Vergleich zwischen den eigenen und den anderen Orientierungssystemen. Vielmehr geht es um die Schaffung der personellen Voraussetzungen dafür, dass die interkulturellen Qualitäten der als kritisch erlebten Kulturbegegnungen erkannt und die sich daraus

ergebenden Anforderungen an Planung, Ausführung und Bewertung der kommunikativen, kooperativen und evaluativen Handlungsvorgänge verstanden und akzeptiert werden. Interkulturelle Kompetenz zeigt sich dann darin, dass zur Gestaltung der interkulturellen Situation leistungsrelevante Handlungspotenziale als Ergebnis der interkulturellen Lern- und Verstehensprozesse aktiviert werden und auf dieser Basis in ausreichendem Maße Handlungssicherheit, Handlungsflexibilität und Handlungskreativität zum Einsatz und zur Wirkung kommen. Interkulturelle Kompetenz als Potenzial und interkulturelle Performanz als gekonntes Handeln in kulturellen Überschneidungssituationen entstehen also erst im Verlauf mehrerer aufeinander aufbauender Entwicklungsphasen lernorientierten Handelns.

4. Hintergrundliteratur

Thomas, A., Kinast, E.-U. & Schroll-Machl, S. (Hrsg.). (2003). *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 1: Grundlagen und Praxisfelder*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Thomas, A., Kammhuber, S. & Schroll-Machl, S. (Hrsg.). (2003). *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 2: Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Thomas, A. und andere. Publikationsreihe: „*Beruflich in...*“. Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. Es handelt sich hierbei um ein länderbezogenes interkulturelles Trainingsmaterial. Bislang sind Orientierungstrainings zu folgenden Ländern erschienen: Argentinien, Brasilien, China, Großbritannien, Indien, Indonesien, Irland, Italien, Japan, Kanada, Kenia und Tansania, Malaysia, Mexiko, Russland, Slowakei, Südafrika, Südkorea, Tschechien, USA.

Rainer Leenen / Andreas Groß

Neue Formen der Vermittlung interkultureller Kompetenz für die Polizei

Das Forschungsprojekt, über dessen theoretische und methodische Perspektiven zu berichten ist, nannte sich eigentlich „Neue Formen der Vermittlung interkultureller Kompetenz für die Berufsfelder Polizei und Strafvollzug“. Aus Gründen der Komplexitätsreduktion konzentriert sich die Darstellung auf das Berufsfeld Polizei. Ausgangspunkt für die Idee zu diesem Projekt (und eine nicht unwichtige Motivation bei den Beteiligten in Forschung und Praxis) waren politisch äußerst brisante Fehlleistungen der Sicherheitsinstitutionen, die Ende der 1990er Jahre ihr Verhältnis zu der nach Deutschland zugewanderten Bevölkerung belasteten und von den Medien zu Recht skandalisiert wurden. Durch diese politisch-praktische Disposition hatte das Projekt gar nicht die Wahl, sich auf eine analytisch-distanzierte Interpretation von Forschung zurückzuziehen. Von allem Anfang an war das Projekt sowohl auf Forschung als auch auf Entwicklung – d. h. auf eine starke Involviertheit mit und in der Praxis – ausgerichtet und damit gegenüber den Kooperationspartnern im Feld zwangsläufig auch auf praktische Fortschritte verpflichtet. Da dadurch die Transferfunktion von Sozialforschung – zumindest für unsere Praxispartner – in den Vordergrund rückte, galt es schon im Grundzuschnitt des Projektes eine Falle zu vermeiden, die in einer Übernahme der Problemdefinitionen und Relevanzkriterien einer durch die Medienkritik verunsicherten Praxis bestanden hätte. Nach unseren Voruntersuchungen konnte es nämlich nicht darum gehen, (lediglich) Ansatzpunkte für eine Korrektur und Eindämmung von Irregularitäten im polizeilichen Handeln gegenüber „Ausländern“ zu finden, sondern um Schulungsprogramme, die grundsätzlich auf eine interkulturell reflektierte Alltagspraxis polizeilichen Handelns abzielen. Nur wenn letztere existiert, haben Maßnahmen der Beherrschung und Zurückdrängung politisch inkorrekten oder sogar übergriffigen Verhaltens eine nachhaltige Chance. Um eine durchgängige Relevanz des Themas interkulturelle Kompetenz für diese alltägliche Polizeiarbeit zu belegen, mussten zuvor insbesondere zwei (von Praktikern gepflegte) Mythen destruiert werden: dass nämlich die „eigentliche“ Arbeit der Polizei in der Kriminalitätsbekämpfung besteht und ihr sozialer Ort die Straße ist. Dagegen konnte auf der Basis verschiedener empirischer Untersuchungen gezeigt werden, dass innerhalb der großen Vielfalt von Tätigkeiten, die Polizeiarbeit umfasst, die Kriminalitätsbekämpfung nur einen sehr kleinen Ausschnitt darstellt – dagegen Einsätze beispielsweise im Verkehrsbereich oder veranlasst durch Hilfeersuchen von Bürgern einen sehr viel größeren Raum einnehmen – und bestimmte Tätigkeiten (wie das Besprechen von „Fällen“ und „Lagen“) zwar auf „Hinterbühnen“ (Jacobsen) platziert sind, aber für das Verständnis von Polizeiarbeit essentielle Tätigkeiten darstellen. Interkulturelle Kompetenzvermittlung darf sich also nicht auf die Einübung politisch korrekten Verhaltens gegenüber „Ausländern“ und erst recht nicht auf den Kriminalitätsbereich und den Einsatzort Straße abdrängen lassen, sondern sollte sich nach diesen Vorüberlegungen als eine organisationsweit im beruflichen Alltag benötigte Fähigkeit verstehen, fremdkulturelle Orientierungen in den unterschiedlichsten Begegnungs- oder Entscheidungssituationen berücksichtigen zu können.

I. Projektkonstruktion

Bei der Konzeptionsentwicklung des Projektes 1997 hatten wir zunächst vereinfachend Hochschule und Polizei schlicht als Interaktionspartner in einem längerfristigen Kooperations- und Entwicklungsprozess gesehen, dessen Hauptergebnis ein an das Berufsfeld ange-

passtes interkulturelles Weiterbildungskonzept, die Entwicklung interkultureller Trainingsmodule und deren Erprobung sein sollte. Es wäre in der Tat eine Vereinfachung gewesen, wenn die zentralen Herausforderungen tatsächlich nur in Fragen der konkreten Ausgestaltung und Erprobung interkultureller Trainingsprogramme gelegen hätten. Im Forschungsprozess zeigten sich aber die eigentlichen Schwierigkeiten auf anderen Ebenen. Einen tragfähigen Zugang zu einflussreichen und kooperationsbereiten Akteuren im Feld zu organisieren, ein interkulturelles Bildungskonzept auf relevante Handlungsanforderungen der beruflichen Praxis zu beziehen und dabei den Horizont der Zielgruppe nicht zu verfehlen, wirft auch grundlagentheoretische und methodologische Fragen auf, die zwar grundsätzlich auf einer anderen Abstraktionsebene angesiedelt sind, sich aber im Vollzug des Praxisforschungsprojektes nicht säuberlich getrennt von feld- und organisationsbezogenen Fragestellungen und auch nicht völlig losgelöst von den didaktisch-methodischen Fragen formulieren und klären lassen.

Grundlagentheoretische Überlegungen und Klärungen betrafen u. a.:

- a) die Generierung eines problem- und projektadäquaten Verständnisses von interkultureller Kompetenz;
- b) die Entfaltung eines Konzeptes von Kultur und von Berufspraxis;
- c) die Entwicklung eines Konzeptes interkultureller Kompetenzvermittlung.

Ergebnisse dieser Vorklärungen waren eine praxeologische Interpretation von **Kultur** (im Sinne BOURDIEUS) als alltäglicher Reproduktion einer gruppenspezifischen Praxis, wodurch die kulturelle Dimension von Polizeiarbeit in den Vordergrund tritt, ein auf berufliche Praxis bezogenes handlungsorientiertes Verständnis von interkultureller Kompetenz sowie ein Konzept von interkultureller Kompetenzvermittlung, das der Persistenz kulturellen Erfahrungswissens Rechnung trägt und von den Lernwiderständen und -blockaden erwachsener Lerner ausgehend neue lerneraktivierende Methoden ins Spiel bringt.

Solche grundlagentheoretische Erwägungen haben auch weitreichende Implikationen für die methodologische Problematik eines solchen Forschungs- und Entwicklungsprojektes. Aus der BOURDIEUSchen Perspektive hat man es mit einer Konstellation unterschiedlicher Praxen (Wissenschaftspraxis vs. beruflicher Alltagspraxis) zu tun, die verwertbares Wissen im einen Fall nach systematischen, im anderen nach pragmatischen Kriterien zu generieren versuchen. Eine erste Konsequenz dieses praxeologischen Zugangs ist, dass keiner dieser Praxisbereiche per se höherwertigeres oder besser legitimiertes Wissen erzeugt, Expertentum sich also nur innerhalb der Grenzen der jeweiligen Praxis herausbildet und damit Synergieeffekte nur in kooperativen Strukturen zu erzielen sind. Damit sind weitere Konsequenzen für den Forschungsprozess als Wissenschafts**praxis** und für die notwendige Selbstvergewisserung der Forschung als **Wissenschaft** verbunden.

II. Projektergebnisse

Die Ergebnisse und Einsichten des Forschungs- und Entwicklungsprojektes lassen sich unter drei unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten:

a) **Produktorientierte Perspektive**

Das Forschungsprojekt hat in der Hauptförderungsphase auf der Basis theoretischer und empirischer Voruntersuchungen zunächst versucht, eine tragfähige *interkulturelle Qualifizierungsstrategie* zu bestimmen und – darauf aufbauend – verschiedene *Fortbildungsmodule* entwickelt und erprobt sowie *Fortbildungsmedien und -materialien* produziert. Die

Ergebnisse der Evaluation bestätigten weitgehend die Nutzbarkeit des Konzeptes und der entwickelten Materialien für den Einsatz im Weiterbildungsbereich der Polizei. Dazu wurden die Trainings mit Hilfe von Fragebögen in der Veranstaltung selbst bzw. im Rahmen von Ex-Post-Befragungen ausgewertet. Darüber hinaus wurde ein Film als Evaluationsinstrumentarium zur Erfassung interkultureller Sensibilisierungseffekte eingesetzt.

b) Prozessorientierte Perspektive

Der Kooperationsprozess mit der Polizei lässt sich anhand folgender Phasen strukturieren:

- Aufbau von Kooperationsbeziehungen
- Erfassung interkultureller Problemlagen in der Polizei
- Kooperative Entwicklung und Erprobung der Weiterbildungsmodule im Feld
- Evaluation und Feinjustierung
- Abschluss und perspektivische Überlegungen zur Nachhaltigkeit

Über die gesamte Projektlaufzeit wurde eine enge Verzahnung der Aktivitäten mit den Kooperationspartnern in der Polizei angestrebt und auch realisiert. Dieses Verfahren erwies sich als sehr aufwändig (da nicht nur ein Zugang zu einem doch eher abgeschlossenen Berufsfeld aufgebaut werden musste, sondern dieser auch über eine Laufzeit von etwa 6 Jahren zu stabilisieren war), aber aufgrund der damit möglichen sukzessiven Justierung und Modifizierung des methodischen Konzeptes auch als ausgesprochen ertragreich.

c) Strukturorientierte Perspektive

Es zeigte sich, dass die Ausgangskonstellation des Projektes (Finanzierung durch einen externen Geldgeber, Wohlwollen seitens der politischen Spitze, hohes inhaltliches Interesse bei regionalen Partnern) bei der Entwicklung und Erprobung eines realitätstauglichen Weiterbildungskonzeptes zumindest nicht ungünstig war: das Zusammenspiel von Erforschung interkultureller Problemlagen und Entwicklung darauf zugeschnittener Weiterbildungsangebote konnte in einem überschaubaren, auch gewissermaßen geschützten Raum produktiv entwickelt werden. Angesichts der Größe und Komplexität des Polizeiapparates erweist sich eine solche, eher „auf organisches Wachstum“ setzende Strategie im Rahmen eines eng begrenzten Projektes zunächst einmal als Ziel führend. Allerdings taucht mit der Frage nach der Nachhaltigkeit solcher Projekte unweigerlich auch das Problem der institutionellen Absicherung auf.

III. Transferfragen

Was kann eine kleine, extern finanzierte Forschergruppe in einer „unsterblichen“ bürokratischen Großorganisation wie der Polizei bewirken? Was geschieht in dieser Praxis, wenn nach Jahren der Kooperation die Forschungsförderung ausläuft und sich die Forschung neuen Themen und anderen Kooperationspartnern zuwendet?

Nachhaltigkeit ist in einem Praxisforschungsprojekt mit der Polizei als eine Frage des Organisationslernens zu verstehen. Grundsätzlich sind individuelle Lernprozesse (wenn sie denn erreicht werden) und ein interkulturelles Lernen der Organisation interdependent: ohne personale Veränderungen gibt es keine interkulturelle Kompetenzentwicklung in der Organisation; personale Lernprozesse haben andererseits nur eine Chance auf Nachhaltigkeit in einem organisationalen Rahmen, der Anschluss- und Entwicklungsmöglichkeiten für solche Lernprozesse schafft. Werden in der Organisation keinerlei Anschluss- und Transfermöglichkeiten für das Gelernte eröffnet, „verinseln“ solche Fortbildungen; die Lerninhalte werden als der Organisation äußerlich abgespalten und abgewertet.

Veränderungen auf organisationaler Ebene können also förderliche Rahmenbedingungen für individuelles Lernen schaffen, allerdings nicht individuelle Lernbarrieren beseitigen; wird ebendies versucht, können sich die Widerstände auf individueller Ebene sogar noch verstärken. Erfolgreiche Trainingsmaßnahmen können die Fähigkeit der Organisation fördern, sich auf eine multikulturelle Umwelt einzustellen; und zwar umso stärker, je mehr Organisationsmitglieder trainiert werden bzw. umso höher ihr (informeller wie formeller) Einfluss im Organisationszusammenhang ist. Eine Scharnierstellung können Workshops für Führungskräfte der Polizei einnehmen. Führungs- und Leitungskräfte sollten als Schaltstellen für organisationales Lernen und als Verantwortliche für die Personalentwicklung die grundsätzliche Bedeutung der interkulturellen Themenstellung für ihre Organisation kennen, die Chancen und Risiken einer interkulturellen Öffnungsstrategie abschätzen sowie typische Widerstandslinien und Fallstricke erkennen. Sie müssen die Erfolgchancen und auch die Grenzen von Fort- und Weiterbildung sowie den Zeithorizont und die Vorbedingungen möglicher Veränderungsprozesse einschätzen können.

Kumulative Lernfortschritte können entstehen, wenn in einer koordinierten Strategie von beiden Seiten die Lernprozesse vorangetrieben werden, also die individuelle Kompetenzentwicklung über Weiterbildung und zugleich Elemente einer interkulturellen Öffnung der gesamten Organisation initiiert werden. Eine solche koordinierte Strategie sollte im Idealfall auch bottom-up und top-down Prozesse miteinander verzahnen. Dies lässt sich aber von Seiten eines externen Kooperationspartners nicht organisieren und steuern. Die notwendige Verknüpfung solcher Maßnahmen über mehrere Hierarchieebenen und Arbeitsbereiche wäre durch eine mit entsprechenden Handlungsbefugnissen ausgestattete ministeriale Steuerungsgruppe zu leisten.

Bei der Frage nach den Erfolgsaussichten solcher Strategien ist grundsätzlich zu fragen, ob ein derart komplexes Unternehmen wie die Entwicklung interkultureller Kompetenzen in einer Großorganisation wie der Polizei überhaupt über ein technokratisches Planungsmodell gesteuert werden kann. Ebenso wie interkulturelle Kompetenz nicht durch eine (womöglich einmalige) Weiterbildung „antrainiert“ werden kann, lässt sich eine bürokratisch strukturierte Großorganisation nicht durch Anordnung von oben und in kurzer Zeit interkulturell öffnen. In systemischer Sicht sind Widerstände unvermeidlich: auch Lernprozesse auf Organisationsebene können nicht erzwungen werden, da sie quasi „naturwüchsig“ verlaufen. Widerstände entstehen vor allem in den Subsystemen der Organisation, in denen praktizierte Arbeitsansätze durch neue Vermittlungsmethoden in Frage gestellt werden und sich Mitarbeiter oder ganze Arbeitseinheiten in ihrer Funktion bedroht sehen. Dieses Problem stellt sich in verschärftem Maß, wenn die Neuentwicklungen zu den bisherigen Normalangeboten der Organisation in völligem Gegensatz stehen und auch kein Personal zur Verfügung steht, das die notwendige Integration unterschiedlicher Ansätze leisten könnte. Neue interkulturelle Vermittlungsmethoden erfahren dagegen Unterstützung, wenn konkrete Probleme vor Ort damit bearbeitbar und lösbar erscheinen, wenn sie in bereits bestehende Konzepte integriert werden können und sie die Position der Behörde, z.B. in ihrer Außendarstellung stärken.

Alle diese Aspekte zwingen den externen Partner in einer Kooperation mit der Polizei zu einer Gratwanderung: einerseits müssen kleinste Synergieeffekte auch dort genutzt werden, wo sich Arbeitseinheiten strikt abgrenzen und sich in Konkurrenz zu den neuen Initiativen sehen; andererseits müssen auch Versuche der Vereinnahmung abgewehrt werden: ein externes Hochschulinstitut kann auch leicht als Aushängeschild instrumentalisiert werden, ohne dass die Institution tatsächlich Veränderungsprozesse einleitet.

Ursula Bertels / Sabine Eylert

Interkulturelle Kompetenz in der schulischen Sozialisation

1. Einleitung

Die Fähigkeit der Interkulturellen Kompetenz ermöglicht einen möglichst konfliktfreien Umgang in einer multikulturellen Gesellschaft. Da die Schule den Auftrag hat, die Kinder auf ein Leben in der Gesellschaft vorzubereiten, sollte die Vermittlung von Interkultureller Kompetenz Bestandteil der Schulausbildung sein. Es fehlt jedoch nach wie vor an Möglichkeiten, die Vermittlung von Interkultureller Kompetenz nachhaltig im Unterricht zu behandeln. Oft scheitert es an der Umsetzung der wissenschaftlichen Konzepte in die Praxis. Im Folgenden wird eine Studie vorgestellt, die beweist, dass dieser Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis möglich ist.

2. Die Vermittlung von Interkultureller Kompetenz – ein ethnologischer Ansatz

Die Rahmenbedingungen der Pilotstudie

Von März 2000 bis Februar 2002 führte der Verein Ethnologie in Schule und Erwachsenenbildung (ESE) e.V. das Projekt „Die Relevanz ethnologischer Themen für den Erwerb Interkultureller Kompetenz in der schulischen Sozialisation – Eine Pilotstudie“ durch. Ziel der Studie war es, Schülerinnen und Schülern durch ethnologischen Unterricht Interkulturelle Kompetenz zu vermitteln und die hierdurch erzielte Wirkung wissenschaftlich zu überprüfen.

Für die Dauer eines Schuljahres unterrichteten vier Ethnologinnen von ESE jeweils eine 7. und 8. Klasse an zwei Münsteraner Realschulen zu den Themen „fremde Kulturen“ und „interkulturelle Verständigung“. Der ethnologische Unterricht fand im Rahmen des regulären Lehrplans statt und umfasste u.a. die Fächer Erdkunde, Politik, Religion, Geschichte und Kunst.

Die Auswertung des Unterrichts erfolgte mittels verschiedener Methoden. So wurden von den einzelnen Unterrichtsstunden Beobachtungsprotokolle angefertigt. Darüber hinaus wurde durch eine Vorher/Nachher-Fragebogenerhebung, die in den Unterrichtsklassen, aber auch in Kontrollklassen durchgeführt wurde, überprüft, ob dieser Unterricht eine positive Wirkung in Bezug auf die Sensibilisierung für fremdkulturelle Zusammenhänge bei den Schülerinnen und Schülern hatte. Sowohl die Ausarbeitung der Erhebung als auch die Auswertung der Fragebogen und der Beobachtungsprotokolle wurde von Psychologinnen und Psychologen sowie Soziologinnen und Soziologen durchgeführt.

Der Pilotstudie gliederte sich in drei Arbeitphasen:

- März bis August 2000: Festlegung der Lernziele, Konzeption von Unterrichtseinheiten, Konzeption der Erhebung, Entwicklung von Einzelthesen
- August 2000 bis Juli 2001: Vorerhebung, Unterrichtsphase einschließlich Beobachtung des Unterrichts, Nacherhebung
- August 2001 bis Mai 2002: Auswertung der quantitativen und qualitativen Daten, anschließend Vorbereitung der Publikation

Der ethnologische Unterricht

Als Grundlage für die Pilotstudie diente der theoretische Ansatz der *Dritt-Kultur-Perspektive* (nach Gudykunst u. a. 1977²), der die gesamte Arbeit von ESE prägt. Dieser beinhaltet, dass man sich exemplarisch mit Kulturen beschäftigt, zu denen man zunächst keinen persönlichen Bezug hat, um dann in einem zweiten Schritt den Umgang mit fremden Kulturen im eigenen Land zu erlernen. Die Beschäftigung mit Regionen, die vom Alltag der Schülerinnen und Schüler sehr weit entfernt sind (z. B. Indonesien, Mexiko, Pakistan und Papua-Neuguinea), ermöglicht den Schülerinnen und Schülern dabei, sich relativ unvoreingenommen auf eine andere kulturelle Sichtweise einzulassen.

Unter Interkultureller Kompetenz versteht ESE die in einem Lernprozess erreichte Fähigkeit, im unmittelbaren (z. B. Gespräch) oder mittelbaren (z. B. Reiseberichte in den Medien) Umgang mit Mitgliedern anderer Kulturen einen möglichst hohen Grad an Verständigung und Verstehen zu erzielen. Um Interkulturelle Kompetenz im Sinne dieser Definition vermitteln zu können, wurden für den ethnologischen Unterricht fünf Lernziele festgelegt, die im Folgenden erläutert werden:

Lernziel 1: Informationen vermitteln und Interesse wecken

Im Rahmen des Projektes wurde den Schülerinnen und Schülern von Ethnologinnen Wissen über einzelne Kulturen vermittelt. Diese griffen dabei auf eigene Forschungsergebnisse sowie auf die ethnologische Literatur zurück. Das Interesse an anderen Kulturen bildet die Voraussetzung für die Aneignung von Informationen. Bei der methodischen Umsetzung war dabei die Authentizität der persönlichen Berichte der Ethnologinnen von Bedeutung.

Lernziel 2: Perspektivenwechsel erlernen

Diese Technik lenkte den Blick der Schülerinnen und Schüler zunächst auf ihre eigene Kultur, die durch den Vergleich mit anderen Sichtweisen an Selbstverständlichkeit verliert. Bei der Verwirklichung dieses Lernziels wurden den Schülerinnen und Schülern Aussagen von Mitgliedern anderer Kulturen über ihre eigene Kultur vorgestellt, die möglicherweise für sie verblüffende Auffassungen enthielten und ihren eigenen entgegenstanden. Gleichzeitig lernten die Schülerinnen und Schüler, ihre Sicht auf andere Kulturen zu hinterfragen. So wurde es den Schülerinnen und Schülern ermöglicht, die Relativität der Sichtweisen zu erkennen.

Lernziel 3: Ethnozentrismus erkennen

Ethnozentrismus basiert auf der Annahme, dass die Gegebenheiten der eigenen Kultur universal gültig sind. Ethnozentrismus beinhaltet meistens eine Höherbewertung der eigenen Kultur und eine Abwertung der anderen Kultur. Um ethnozentrisches Denken zunehmend zu überwinden, sollten sich die Schülerinnen und Schüler mit ihren eigenen Auffassungen von anderen Kulturen auseinandersetzen und erkennen, dass diese Auffassungen in hohem Maße durch die eigene Kultur geprägt sind und in Frage gestellt werden müssen.

Lernziel 4: Umgang mit anderen Kulturen erlernen

Dieses Lernziel beinhaltet den kompetenten Umgang mit Mitgliedern anderer Kulturen. Bezogen auf den Rahmen des Projektes bedeutete dies die Analyse und Reflexion von konkreten Situationen und Äußerungen über Verhaltensabsichten. Die Schülerinnen und Schüler sollten so Handlungsstrategien für eine möglichst konfliktfreie und gelingende Kommunikation entwickeln.

² Gudykunst, W.B., M. R. Hammer und R. Wiseman. An Analysis of an Integrated Approach to Cross-Cultural Training. In: International Journal of Intercultural Relations 1, 2, (1977) S. 99 - 109.

Lernziel 5: Einstellungen und Werte fördern

Ziel war es, Werte und Einstellungen (wie z. B. Offenheit, Toleranz, Akzeptanz und Respekt) zu fördern. Da sich Werte und Einstellungen jedoch nur durch umfassende und lang andauernde Maßnahmen verändern lassen, konnte im Rahmen des Projektes nicht erwartet werden, dass sich das Wertesystem der Schülerinnen und Schüler stark veränderte.

Die Ergebnisse

Der Pilotstudie lag die Hypothese zugrunde, dass eine schulische Vorbereitung auf die Begegnung mit fremden Kulturen zum Erwerb von Interkultureller Kompetenz beiträgt.

Die Auswertung der Fragebögen hat ergeben, dass die Schülerinnen und Schüler der Projektklassen im Vergleich zu den Schülerinnen und Schülern der Kontrollklassen häufiger die Perspektive wechselten und Vorurteile abgebaut wurden. Die Fähigkeit, interkulturell kritische Situationen zu erkennen und sich aktiv zu verständigen, wurde ausgebaut. Zudem waren die am Projekt beteiligten Schülerinnen und Schüler weitaus besser in der Lage, ein Problem differenziert und von mehreren Seiten her zu betrachten.

Die Auswertung der in den Beobachtungsprotokollen wiedergegebenen Eindrücke der Fachlehrerinnen und Fachlehrer, der ethnologischen Lehrkräfte und des Beobachters/der Beobachterin zeigte unter anderem, dass gerade die authentischen Berichte der ethnologischen Lehrkräfte sowie das Einbringen von Dias und Materialien in den Unterricht als besonders geeignete Methoden erscheinen, die Lernziele zu erreichen.

Diese Ergebnisse werden durch die Aussagen in den Stellungnahmen von Lehrerinnen und Lehrern sowie Eltern zu dem Projekt verstärkt.

Das Gesamtergebnis des Projektes kann daher als positiv bewertet werden. Die dem Projekt zugrunde liegende Hypothese, dass durch die Behandlung von ethnologischen Themen im Unterricht Interkulturelle Kompetenz vermittelt werden kann, konnte bewiesen werden.

3. Ethnologie in der Schule – ein Blick auf die Möglichkeiten

Die Ergebnisse des Projektes führten dazu, dass im Anschluss an das Projekt drei der Ethnologinnen an einer am Projekt beteiligten Schule befristet als Teilzeitlehrkräfte für Interkulturelle Kompetenz angestellt wurden. Auch erhielten die Ethnologinnen an den Universitäten Münster, Köln und Trier Lehraufträge zum Thema „*Interkulturelle Kompetenz – Eine praktische Umsetzung von ethnologischem Wissen*“. In Münster wurde zudem ein Seminar zum Thema „*Interkulturelles Lernen in der Schule*“ durchgeführt. Aufbauend auf die Ergebnisse des Pilotprojektes wurde in dem Zeitraum November 2003 bis Oktober 2004 ein weiteres umfangreiches Schulprojekt durchgeführt, das von der Nordrhein-Westfälischen Stiftung für Umwelt und Entwicklung finanziert wurde. Im Rahmen des Projektes unterrichteten Mitarbeiterinnen von ESE Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufen 7, 8, 9 und 12 an einer Gesamtschule und einer Realschule in Münster zu den Themen „fremde Kulturen“ und „interkulturelle Verständigung“. Auf Anfrage eines Schulbuchverlages werden einige der während des Projektes erarbeiteten Unterrichtseinheiten darüber hinaus in einer Projektmappe veröffentlicht.

Aktuell werden einzelne Projektstage an verschiedenen Schulen sowie Lehrerfortbildungen zum Thema Interkulturelle Kompetenz durchgeführt. Um eine Nachhaltigkeit zu gewährleisten, ist es allerdings notwendig, zukünftig kontinuierlich alle schulischen Bereiche (Unterricht, Lehrmaterialien, Curricula und Lehreraus- und -fortbildung) in Bezug auf die Vermittlung Interkultureller Kompetenz zu berücksichtigen.

Werner Schiffauer

Zur Komplexität des Anerkennungsbegehrens – Thesen

1. Das Interesse des Papiers gilt komplexen Diskriminierungsstrukturen. Damit sind die Fälle gemeint, in denen es in einer diskriminierten Minderheit selbst zu Diskriminierungsverhalten kommt, wobei mit dem Verweis auf letzteres die Diskriminierung seitens der Mehrheit begründet und legitimiert wird. Der Fall, an dem ich diese spezifische Konfiguration diskutieren möchte, ist die Auseinandersetzung mit muslimischen Migranten: Das Unbehagen an der muslimischen Einwanderung bezieht sich bekanntlich unter anderem auf die Diskriminierung, der sich Frauen und Homosexuelle in muslimischen Einwanderergemeinschaft ausgesetzt sehen. Diese Diskriminierung speist das Unbehagen über den Islam als Ganzem und weckt Zweifel, ob die Einbürgerung von Muslimen wünschenswert ist. Das Feld, an dem ich die Konsequenzen dieser Struktur erörtern möchte, ist die Schule. Dabei beziehe ich mich auf Material, das im Rahmen unserer Studie "Staat – Schule – Ethnizität" erhoben wurde. Ich werde die These ausführen, dass komplexe Diskriminierungsstrukturen eine Eigenlogik aufweisen, die berücksichtigt werden muss, wenn man Phänomene wie Schulversagen, schulische Gewalt und Mobbing von jungen Frauen aus dem Migrantenumfeld erklären will. Sie muss ebenfalls berücksichtigt werden, wenn man nicht-intendierten Konsequenzen von Interventionen abschätzen und gegebenenfalls vermeiden möchte.

2. Der dominante gesellschaftliche Diskurs über den muslimischen Einwanderer ist ein Alerisierungsdiskurs. Ein derartiger Diskurs zeichnet sich dadurch aus, dass er das Andere auf der Folie des Eigenen konstruiert. Der zentrale Aspekt eines derartigen Diskurses ist weniger der Versuch des Verstehens des Anderen, als der einer Selbstvergewisserung über Absetzung vom Anderen. Dies erfolgt in einem Prozess doppelter Negation. In einem ersten Schritt wird das Andere als die Verkehrung des Eigenen konstruiert. Da dabei sehr selektiv auf Elemente des Anderen zurückgegriffen wird, die mit dem Eigenen – in der Regel negativ – kontrastieren, entsteht ein Bild vom Anderen als defizitär und mangelhaft. In einem zweiten Schritt definiert man sich dann in Abhebung vom dem derart konstruierten Anderen.

Konkreter: Die immer wieder aufgenommenen und immer wieder fallen gelassenen Leitkultur-Debatten zeigen, wie schwer – wenn nicht unmöglich – es ist, in der späten Moderne einen gesellschaftlichen Wertekonsens zu definieren. Einfacher ist es, in Abgrenzung, etwa vom muslimischen Anderen, zu fassen, wofür man auf keinen Fall steht – beispielsweise Gottesstaat, Unterdrückung von Frauen, Autoritarismus, Patriarchalismus –, und über die derart negativ hergestellte Gemeinsamkeit einen Wertekonsens zu suggerieren. Dazu muss die Komplexität des Anderen radikal reduziert werden: Wenn der Islam als Folie taugen soll, muss alles, was nicht ins Bild passt, ausgeklammert werden – etwa eine reiche erotische Kultur oder die unübersehbar vielen Verhältnisse, in die islamischer Staat, Religion und Gesellschaft im Laufe der Geschichte traten. Der sogenannte Muslimtest von Baden-Württemberg zeigt, freilich in einem Extremfall, wie dieses Verfahren funktioniert. Die Fragen tasten das Klischeebild über den Islam ab, indem sie den muslimischen Einbürgerungswilligen auf Autoritarismus, Frauenfeindlichkeit, Homophobie und Sympathie mit Gewalt hin befragen. In der Inversion implizieren sie ein Bild des Deutschen als tolerant, offen etc. Das sozusagen nur in seinen Konturen existierende Selbstbild muss – und dies ist sein Witz – nicht substantiell gefüllt werden: Es ist kaum anzunehmen, dass den gleichen Beamten, die die Muslime durch eine Frage in Bezug auf Homosexualität auf ihre Verfas-

sungskonformität prüfen wollten, nahegelegt würde, daraus auch politische Konsequenzen für die deutsche Gesellschaft, etwa im Hinblick auf die Akzeptanz der Ehe von Homosexuellen, zu ziehen.

Bei dieser Konstruktion von Alterität wird kaum der Versuch gemacht, das Andere in seiner Eigenlogik, d. h. aus sich selbst heraus, zu verstehen. Die Differenz des Anderen erscheint damit primär als Mangel (dem Islam mangelt es an Aufklärung, er ist vormodern; er kennt die Trennung von Staat und Kirche nicht; er ist gegen Gleichberechtigung). Der Unterschied, der auf der Folie des Eigenen konstruiert wird, ist damit der Unterschied, auf den der andere festgelegt wird und nicht der Unterschied, der von den anderen selbst gesehen oder gemacht wird.

3. Einer der zentralen Topoi, an denen die Differenz zum muslimischen Anderen im dominanten Diskurs festgemacht wird, ist das Geschlechterverhältnis. Dies betrifft Ungleichheit im Verhältnis von Männern und Frauen im öffentlichen Raum, Verschleierung, Probleme wie Zwangsverheiratung, Ehrenmord und Gewalt gegen Frauen. Auch wenn die Diskussion hier stereotyp ist (beispielsweise werden immer nur Frauen als Opfer von Zwangsehen gesehen und nicht Männer; auch gibt es wahrscheinlich genauso viel männliche Opfer von Ehrenmorden wie Frauen), ist es doch unbestritten, dass es in diesem Bereich gravierende Macht- und Zwangsverhältnisse gibt.

Die muslimische Frau erscheint dabei als die Person, die von der (säkularen oder christlichen) Mehrheitsgesellschaft vom muslimischen Mann befreit oder zumindest gegen ihn verteidigt werden muss.

4. Unsere Untersuchung an Berliner Schulen (Schiffauer u. a. 2002, 2004) zeigte, wie dieser dominante Diskurs sowohl die expliziten und impliziten Curricula bestimmt. Ein auffallender Topos war legitimes versus illegitimes *mating*-Verhalten (wobei dem Islam eine repressive Sexualmoral zugeschrieben wurde). Besonders wichtig ist ebenfalls, dass sich diese Konfiguration in den Kategorien (Rollenbildern und Zuschreibungen) ausdrückt, mit denen Lehrer ihrer muslimischen Schüler klassifizieren. Bei den meisten Lehrern gilt ein islamisches Elternhaus als patriarchalisch, autoritär, gewaltsam und frauenfeindlich. Bekennende Muslima ("Kopftuchmädchen") gelten tendenziell als Problemfälle, auch wenn sie disziplinarisch oder leistungsmäßig nicht aufgefallen sind. Mit besonderer Voreingenommenheit wird auch Jungen aus muslimischen Einwandererfamilien begegnet. Sie stehen unter dem prinzipiellen Verdacht, Machos zu sein. Umgekehrt wird auf dem Hintergrund dieser Folie mit relativ großer positiver Voreingenommenheit säkularen jungen Frauen begegnet. Sie werden als die Personen gesehen, die sich positiv von diesem problematischen Erbe abheben – entweder weil sie selbst aus "progressiven" Familien stammen, die "inzwischen auch eher so leben wie wir und etwas aufgeschlossener sind" (Zitat einer Lehrerin), oder weil sie sich "emanzipiert" haben.

5. Auf der Seite der Jugendlichen wirft diese Konfiguration Probleme bei der Suche nach Anerkennung aus: Der Wunsch nach der Anerkennung (bzw. der Liebe, der Zuneigung) seitens der Eltern / der islamischen Gemeinde gerät prinzipiell in Spannung zum dem Wunsch nach Anerkennung (bzw. der Liebe, der Zuneigung) seitens der Lehrer. Die Konsequenzen lassen sich mit Rekurs auf G.H. Mead formulieren: Die Lehrer sind zwar nicht die einzigen, aber doch sehr wichtige Figuren beim Übergang vom partikularen Anderen zum generalisierten Anderen. Eine positive Identifikation mit den Lehrern erlaubt unter günstigen Vor-

aussetzungen Dezentrierung sowie die Universalisierung, der im Elternhaus vertretenen Normen und Werte – eine Bedingung der Möglichkeit für eine kritische Positionierung zu den dort vertretenen Ansichten. Bei Brüchen wie den Beschriebenen kommt es allerdings zu Brechungen: Die von den Lehrern vertretenen Positionen lassen sich nicht mehr dialektisch als Verallgemeinerungen des Partikularen verstehen (indem es im doppelten Sinn aufgehoben wird), sondern nur als grundsätzliche Verurteilung oder Ablehnung.

6. Dies Tatsache, dass ein muslimischer Hintergrund kaum positiv eingebracht werden kann, sondern prinzipiell als Problem gilt, führt zu den Reaktionsbildungen: Rückzug, Aggression, Zerrissenheit und – im günstigen Fall – zu taktischer Kompetenz und hybrider Identität.

a) Bekennende Muslime werden in ein Interaktionsdilemma gebracht, weil die beiden Dimensionen des Anerkennungsbegehrens – die Anerkennung als Gleicher und die Anerkennung der individuellen Besonderheit – in ein Spannungsverhältnis geraten. Dies führte dazu, dass sie sich “nicht einbringen” konnten. In von uns analysierten Unterrichtssituationen standen muslimische Jugendliche vor folgenden Optionen: 1) Sie können sich entweder zu ihrer Andersheit (sprich: Minderwertigkeit in den Augen der Mehrheitsgesellschaft) bekennen und sich damit selbst ausgrenzen. 2) Sie leugnen die Andersartigkeit und betonen, dass der Islam so ist wie das Christentum – was ihnen niemand abnimmt. 3) Sie akzeptieren eine Rolle als Opfer (“meine Eltern zwingen mich, Kopftuch zu tragen”). Damit aber verraten sie tendenziell die Personen, die sie lieben. Die muslimischen Jugendlichen haben oft das Gefühl gegen die Zuschreibungen seitens der Lehrer und der deutschen Mitschüler nicht ankommen. In einem von uns dokumentierten Fall sieht sich eine junge bekennende Muslima gezwungen, die Unwahrheit zu sagen – nämlich, dass ihre Eltern nichts dagegen hätten, wenn sie einen Freund hätte –, um die eigentliche Wahrheit (“mein Elternhaus ist nicht der Hort von Unterdrückung und Gewalt”) zu retten. Die Schwierigkeiten führen bei muslimischen Jugendlichen zu einer Rückzugstendenz in die Gemeinde.

b) Junge Männer aus muslimischen Familien werden als junge Machos, sozusagen als Nutznießer und – in höheren Klassen – Vertreter des muslimischen Patriachalismus identifiziert. Diese Konstellation erlaubt kaum die Entwicklung eines positiven und attraktiven männlichen Rollenangebots, das es ihnen erlauben würde, ein bejahendes Verhältnis sowohl zu dem Muslim-Sein, als auch zu der deutschen Gesellschaft herzustellen. Das Gefühl, von den Lehrern oft nicht geschätzt zu werden, dürfte wesentlich dazu beitragen, die Schule als tendenziell feindselige Umgebung erscheinen zu lassen. Die Reaktion ist häufig die Betonung der eigenen peer-group und eine Stilisierung des Gegensatzes, “Ausländer-Deutsche” (oder “Türken-Deutsche” oder “Muslime-Deutsche”) zu sein. Bei dem Versuch, den nun aufgenommenen und gegen die Mehrheitsgesellschaft gewendeten Alterisierungsdiskurs auch inhaltlich zu füllen, kommen verschiedene Repertoires in Frage: Es kann zur selektiven Rezeption von Elementen der Herkunftskultur (“Ehre”) oder von Elementen des Islam oder auch zu aggressiven Gegenkulturen kommen (Schiffauer 2003)

Besonders problematisch wird diese Polarisierung von “wir” und “die”, wenn sie sich verfestigt und zur Ausbildung von aggressiven *Gang*-Strukturen führt. In diesem Zusammenhang kann es leicht zu “Teufelskreisen” kommen: Wenn die erfahrene Alterisierung aufgenommen und aggressiv gegen die Mehrheitsgesellschaft gewendet wird, verstärkt sie die ohnehin vorhandenen Klischees.

c) Auch bei "säkularen" jungen Frauen, die scheinbar von diesen Zuschreibungsstrukturen profitieren, wirft die komplexe Anerkennungsstruktur Probleme auf. Bei vielen, die offen in Opposition zu ihren Elternhäusern gehen, ist eine bemerkenswerte Zerrissenheit zu beobachten. Sie artikulieren Protest gegen ihre Familien und kommen dennoch nicht von ihnen los: Weder können sie getrennt von der Familie glücklich sein noch innerhalb. Sie tragen die negativen Zuschreibungen von Elternhaus und Schule in ihren Biographien aus. Keine der "Anerkennungsgemeinschaften" trägt alleine.

Am erfolgreichsten scheinen Strategien zu sein, die einen klugen Umgang mit widersprüchlichen Anerkennungsstrukturen entwickeln. Dies bedeutet, dass man versucht, den unterschiedlichen Erwartungshorizonten gerecht zu werden, indem man das Verhalten parzelliert und geschickt die divergierenden Rollenerwartungen bedient. In de Certeaus Begrifflichkeit hieße dies, dass in dieser Situation eher ein taktisches als strategisches Verhalten angemessen ist (de Certeau 1988). Dies erlaubt es oft, Freiräume geschickter auszubauen, als es bei frontalen Strategien möglich wäre (Mannitz 2005). Ein Beispiel mag der kluge Umgang mit dem Kopftuch sein. Junge Frauen, die das Kopftuch aufsetzen, können oft wirkungsvoller und nachdrücklicher Opposition gegenüber Männern in den islamischen Gemeinden artikulieren als Frauen, die sich explizit säkular inszenieren. Wenn der Punkt der Loyalität geklärt ist, lässt sich der Einspruch deutlicher formulieren. Wie Sabine Mannitz gezeigt hat, ist diese Form des Ausräufelns angesichts widersprechender Erwartungen und Anerkennungsstrukturen eine Voraussetzung für die Ausbildung einer hybriden Identität (Mannitz 2005).

7. Wir wissen, dass Schüler sehr sensibel auf unterschiedliche Behandlung seitens der Lehrer reagieren. Es wäre zu überprüfen, wie weit die deutliche Diskrepanz, was die schulische Performanz von Jungen und Mädchen mit Migrationshintergrund betrifft, mit den Zuschreibungsprozessen und den durch sie maßgebend bedingten Lust versus Unlust an der Schule zusammenhängt. Das Wissen um die bessere Performanz der Mädchen, die Tatsache, dass dieses bessere Abschneiden die eigene Verantwortung am schulischen Scheitern vor Augen führt, und schließlich das Gefühl, von den Lehrern zurückgesetzt zu sein, dürfte maßgeblich an der Aggression gegen Mädchen beteiligt sein, die sich im Druck gegen diejenigen äußert, die dann auch noch kulturell als Aussteiger bewertet werden.

8. In diesem Zusammenhang lassen sich nicht-intendierte Konsequenzen von Maßnahmen diskutieren, die im Augenblick diskutiert werden.

- Eine kulturalistische Antwort auf die Probleme von Migrant*innen Jugendlichen an den Schulen, die die Probleme von Migrant*innen Jugendlichen auf die Herkunftskultur beziehungsweise auf den Islam zurückführt und eine Antwort in einer "Werteerziehung" sieht, dürfte eher das Problem verschärfen als mildern, insofern sie die klischeehafte Gegenüberstellung von "wir" und "die" auf beiden Seiten verschärft.
- Die Auseinandersetzung mit den diskriminierenden Strukturen im migratorischen Milieu werden durch Druck seitens der Schule ("klare Maßstäbe setzen") eher erschwert als erleichtert. Der kritische Umgang mit dem Eigenen sieht sich dadurch leicht dem Vorwurf von Unterwerfung unter die Maßstäbe der Mehrheitsgesellschaft (beziehungsweise sogar der Identifikation mit dem Aggressor) ausgesetzt.
- Kontraproduktiv wirkt sich jeder Druck auf Eindeutigkeit aus, der an Schüler herangebracht wird (etwa in Bezug auf Stellungnahmen zu Kopftuch, arrangierten Ehen etc). Oft

erlaubt ein kluges Taktieren den Jugendlichen, Freiheitsräume zu erobern und zu nutzen, die durch den Bekenntniszwang zerstört werden.

Literatur:

de Certeau, M. 1988. *Die Kunst des Handelns*. Berlin: Merve.

Mannitz, S. 2005. Die verkannte Migration. Individuelle Selbst- und Lebensentwürfe von Berliner Immigrantenkindern. Dissertation: Europa-Universität Viadrina.

Schiffauer, W., G. Baumann, R. Kastoryano & S. Vertovec (eds.) 2002. *Staat-Schule-Ethnizität* (Interkulturelle Bildungsforschung). Münster: Waxmann Verlag. Engl. Ausgabe: (eds) 2004. *Civil enculturation: nation-state, schools and ethnic difference in the Netherlands, Britain, Germany and France*. New York, Oxford: Berghahn Books.

Schiffauer, W. 2003. *Migration und kulturelle Differenz*. Berlin: Ausländerbeauftragte des Senats.

Rudolf Stichweh

Inklusion und Exklusion in der Weltgesellschaft

Die Soziologie der modernen Gesellschaft benutzt heute häufig die Begriffe der Inklusion und der Exklusion. Mit diesen beiden Begriffen wird die Art und Weise bezeichnet, in der Sozialsysteme sich auf ihre personale Umwelt beziehen. Nehmen wir das Beispiel einer Schulklasse. Diese ist ein Sozialsystem; präziser gesprochen: ein Interaktionssystem. Letzteres – die Deutung als Interaktionssystem – gilt, weil alle Mitglieder einer Schulklasse wechselseitig füreinander wahrnehmbar sind, also alles Geschehen in der Schulklasse die Form der Interaktion unter Anwesenden annimmt. Die Schulklasse besteht aber nur aus Interaktionen und aus nichts anderem. Die in das Geschehen der Schulklasse involvierten Personen gehören zur Umwelt des Systems, was ihnen die Freiheit verschafft, mit ihren Gedanken anderswo zu sein und sich auch sonst in vielfältigen Hinsichten dem offiziellen Geschehen in der Schulklasse zu entziehen. Aber sie sind inkludiert. Das heißt, das Unterrichtsgeschehen stattet sie mit einem Namen aus, der in der Regel ihr Eigenname ist, welcher benutzt werden kann, um sie zu spezifischen Beteiligungen am Unterrichtsgeschehen zu veranlassen. Sie gehen zur Tafel, beantworten eine Frage, demonstrieren ihre Unkenntnis, nehmen einen Tadel entgegen – und vieles andere mehr. Dies alles sind Formen der Inklusion in das Sozialsystem Schulklasse, auch wenn manche dieser Inklusionen Momente von Exklusion enthalten, weil der Schüler wegen Fehlverhalten zeitweise vor die Tür gesetzt oder ihm gar ein Schulverweis angedroht wird.

Aber es gibt noch weit drastischere Formen der Exklusion in der Schule: Wenn beispielsweise das Sozialsystem Schulklasse einige der ihm eigentlich zugehörigen Schüler gewissermaßen als „lebende Tote“ behandelt, von denen man nichts mehr erwartet und die kommunikativ zu adressieren nach Möglichkeit vermieden wird. Darin liegt nur noch eine residuale Inklusion, da der Schüler immerhin nicht aus der Schulpflicht entlassen wird und Noten vergeben und Versetzungsentscheidungen getroffen werden müssen.

Bei Inklusion und Exklusion geht es also um die Adressierung und die kommunikative Berücksichtigung einer Person in einem Sozialsystem und um das Nichtvorkommen, das vielleicht überraschende Ausbleiben dieser Kommunikationsereignisse. Auch der Schulverweis, der gegenüber einem Schüler ausgesprochen wird, wird kommunikativ vollzogen, und er ist in diesem Sinne zumindest für einen Augenblick inklusiv. Aber er versteht sich selbst als die letzte Kommunikation, die diese Schule an diesen Schüler adressiert, und er führt damit natürlich auf Exklusion hin.

Inklusionen werden über die Ereignisebene hinaus zu Rollen verdichtet, in denen Erwartungen zusammengefasst werden, die Prozesse der kommunikativen Adressierung steuern. Auch dies kann man gut am Beispiel der Schule erläutern. Es gibt die Inklusionsrollen des Lehrers und die des Schülers, die beide als Leistungsrollen beschrieben werden können, weil die Leistungsrollenträger mit ihren Beiträgen oder Leistungen den Kern des Schulgeschehens tragen. Daneben gibt es die Eltern, die nicht in Leistungs-, sondern in Publikumsrollen agieren, da sie primär auf den Beobachterstatus verwiesen sind, aber in diesem Beobachterstatus als kommunikative Adressen in das Schulgeschehen einbezogen werden. Sobald die Elternrolle neu definiert wird und den Eltern aktive Beiträge zugeordnet werden, die beispielsweise damit zu tun haben können, dass ohne die intensive Mitwirkung der Eltern die schulischen Leistungen der Kinder nicht ernsthaft erbracht werden können, liegt es nahe, einen weiteren Rollentypus zu postulieren, so dass bei den Eltern sekundäre Leistungsrollen

angenommen werden.³ Man sieht an diesen Überlegungen, dass sich die Inklusionsseite des Systems gut durch Rollen und diesen zugeordnete Erwartungssets beschreiben lässt. Entsprechendes gilt für die Exklusionsseite nicht, da Exklusion gerade dadurch definiert ist, dass an diejenigen, die in bestimmten Hinsichten exkludiert sind, keinerlei Erwartungen mehr gerichtet werden.

Bis zu diesem Punkt der Argumentation haben wir erste Bestimmungen und Begrifflichkeiten aus der Theorie der Inklusion und Exklusion mit Blick auf das Interaktionssystem Schulklasse eingeführt. Im Hintergrund war zweitens immer die Organisation Schule präsent, in deren Rahmen das einzelne Unterrichtssystem veranstaltet wird. Diese war auch insofern thematisch, als die Rollendefinitionen auf der Inklusionsseite und zentrale Akte der Exklusion (beispielsweise der Schulverweis) den Ort ihrer kommunikativen Verfertigung in der Organisation und nicht im Interaktionssystem haben. Die Rollen liegen bereits fest, wenn der Unterricht beginnt, und können in diesem allenfalls interpretiert, aber nicht wirklich verändert werden.

Das Durchdenken der Systemebenen zwingt uns zur Einführung einer dritten Systemreferenz. Interaktion und Organisation sind in den Spezifikationen, die sie vornehmen, nur im Rahmen eines Makrosystems zu verstehen, das einen bestimmten gesellschaftlichen Funktionsschwerpunkt herausarbeitet. In dem hier als Beispiel benutzten Fall würde man das entsprechende Funktionssystem Erziehungssystem oder Bildungssystem nennen. Das Erziehungssystem – dies scheint der allgemeinere und insofern geeignetere Name – als Funktionskomplex übergreift den Unterschied von Familien und Schulen; es verteilt die Erziehungsaufgaben gewissermaßen auf zwei Einheiten, die sich diese Aufgaben in je verschiedener Weise teilen oder um sie konkurrieren oder auch gegenläufig zueinander operieren.

Sobald wir über Funktionssysteme reden, haben wir auf offensichtliche Weise mit einer Systemebene zu tun, die nur auf der Ebene der Weltgesellschaft sinnvoll identifiziert werden kann. Alle Funktionssysteme bilden globale Kommunikationszusammenhänge und grenzen kleinere (lokale, nationale) Einheiten als eine Form ihrer Subsystembildung aus. Das lässt sich gut an dem hier verwendeten Beispiel exemplifizieren. Schulen stehen heute in einem weltweiten Vergleichs- und Kopierzusammenhang, in dem Schulstufeneinteilungen, Didaktiken, Lehrbücher und vieles andere mehr transferiert und unablässig weltweite Erfolgs- und Leistungsvergleiche angestellt werden.⁴ Familien rekrutieren ihre Mitglieder (im Augenblick der Familiengründung) immer häufiger über regionale-nationale Grenzen hinweg. Außerdem sind Familien in der Gegenwart vielfach über räumliche Distanzen verteilt und bilden dann transnationale Netzwerke oder Kommunikationszusammenhänge. Vor allem aber sind die Erziehungsvorstellungen gerade auch der Familien in transnationale Kommunikationszusammenhänge eingebettet und dadurch beeinflussbar.

Interessant wird es nun, wenn man die Frage der Inklusion und der Exklusion auf der Ebene der Funktionssysteme als globaler Funktionssysteme wiederholt. Erneut geht es um das Problem der Berücksichtigung oder der kommunikativen Adressierung einzelner Personen durch Sozialsysteme, in diesem Fall die Adressierung von Personen durch global vernetzte Funktionssysteme. Wenn man dies so formuliert, drängt sich bereits bei der ersten Annäherung auf, dass eine globale Inklusion aller auf der Erde lebenden Personen in ein Funktionssystem aus rein quantitativen Gründen unwahrscheinlich scheint, und es gewinnt das Vorkommen massenhafter Exklusion eine intuitive Plausibilität. Hinzu kommt, dass die Funkti-

³ Siehe zu Klassifikationen dieses Typs Stichweh 2005, insb. S. 13 - 44.

⁴ Seit vielen Jahren das Thema von John Meyer, siehe Meyer 2005.

onssysteme über keine Adressverzeichnisse der von ihnen zu berücksichtigenden Personen verfügen und dass auch deshalb massenhafte Exklusion nahe liegt. Dies ist nur dort anders, wo Staaten und Wohlfahrtsstaaten in ihrem zunächst politisch bestimmten Ordnungszusammenhang Adressverzeichnisse dieses Typs als Verzeichnisse von Einwohnern und Staatsbürgern unterhalten und auf dieser Basis anderen Funktionssystemen fördernd und fordernd zur Seite stehen. Aber auch das sind ziemlich begrenzte Kenntnisse, wie sich selbst in statistisch gut ausgestatteten Staaten leicht am Beispiel des Phänomens der illegalen Immigration belegen lässt, wo man beispielsweise für die Vereinigten Staaten Zahlen zwischen 11 Millionen und 20 Millionen illegaler Immigranten findet,⁵ was angesichts der Ungewissheit bereits der Makrodaten die Adressierbarkeit der Einzelnen als noch unwahrscheinlicher erscheinen lässt.

Befunden dieser Art steht nun die ganz anders geartete „voluntaristische“ Beschreibung der Funktionssysteme gegenüber. Diese kennen, das ist fast ein Definiens eines Funktionssystems, keine im Selbstbezug erfolgenden Limitationen der gesellschaftsweiten Relevanz des Funktionssystems, oder zumindest tolerieren sie solche Limitationen semantisch und legitimatorisch nicht. Aus Gründen dieser Art dominieren in allen Funktionssystemen Semantiken und normative Selbstbeschreibungen, die Inklusion als Vollinklusion aller Gesellschaftsmitglieder deuten oder dies zumindest als Ziel postulieren. Im Fall der Erziehung würde dies bedeuten, dass für alle noch erziehungsbedürftigen Jugendlichen eine Familie zu finden ist und dass alle den entsprechenden Jahrgängen angehörigen Jugendlichen eine Schule zu besuchen haben. Diese beiden für Erziehung wichtigen Formen der Inklusion hängen offensichtlich eng zusammen. Für Kinder und Jugendliche, denen ihre Familie verloren geht, ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie eine Schule besuchen, sehr gering; es sei denn, es findet sich eine Organisation (Waisenhaus, SOS-Kinderdorf, Kibbuz, Schulinternat) oder eine andere Familie⁶, die die Erziehungsfunktion der Herkunftsfamilie substituiert. Der Umkehrschluss gilt offensichtlich nicht. Der Nichtbesuch einer Schule destabilisiert die Familie nicht; es sei denn, es handelt sich um ein weitgehendes Scheitern in der Schule, das zu weit reichenden – expliziten oder impliziten – Exklusionen aus der Schule führt. Dort, wo es zum Schulbesuch aber gar nicht erst kommen kann, ist eher anzunehmen, dass die Erziehungserwartung an die Familie entsprechend steigt, dass wir eben lokal mit einer Situation zu tun haben, die noch vor der Differenzierung von Familie und Schule liegt.

Die strukturelle Unwahrscheinlichkeit der Realisierung von – zudem plural vorkommender – Vollinklusion in einem globalen Gesellschaftssystem und der „Voluntarismus“ der Funktionssysteme (in ihren Semantiken und Selbstbeschreibungen) bilden eine Disjunktion, die an eine frühere (Krisen-)Diagnose erinnert. Robert King Merton hatte mit Blick auf die Vereinigten Staaten eine Disjunktion zwischen einer Wertordnung, die Aufstiegshoffnungen und Erwartungen induziert, und den geringen strukturellen Wahrscheinlichkeit der Realisierung der induzierten Erwartungen festgestellt, und er hatte für diesen Konflikt den Begriff der Anomie vorgeschlagen.⁷ In einem ziemlich genau parallelen Verständnis lässt sich für die von uns diagnostizierte Disjunktion von induzierten Inklusionserwartungen einerseits und den faktischen Unmöglichkeiten der Realisierung von Vollinklusion andererseits die

⁵ Siehe Bialik 2006.

⁶ In der Suche nach Ersatzfamilien erweisen sich die zunehmend globalen Muster der Adoption von Kindern als ein guter Indikator der fortschreitenden Durchsetzung von Weltgesellschaft.

⁷ Merton 1968.

Vorstellung einer Anomie der Weltgesellschaft vertreten.⁸ Diese Anomie fällt lokal je unterschiedlich aus, wobei „lokal“ die extreme Verschiedenheit der Kontexte in den Funktionssystemen der modernen Gesellschaft meint, was aber bedeuten wird, dass die enttäuschten Erwartungen untereinander nicht koalitionsfähig sein können.

Eine letzte zentrale Eigentümlichkeit von Inklusion und Exklusion in der Weltgesellschaft ist zu betonen. Die moderne Gesellschaft kennt kaum noch Exklusionen, die unwiderruflich und irreversibel sind. Selbst die auch in der Moderne häufigen Massentötungen und Genozide konterkariert sie durch die ausgeprägte Memorialkultur der modernen Gesellschaft, eine Memorialkultur, die in vielen Hinsichten eine verbindliche Semantik und Kultur der Moderne geworden ist, so dass es beispielsweise in der EU zu einer Beitrittsbedingung⁹ zu werden scheint, dass man sich im Blick auf die je eigene Schuld der Erinnerungskultur der Moderne anzuschließen bereit und fähig ist. Diese nur noch durch Erinnerung korrigierbaren Exklusionen stellen zweifellos einen Extremfall dar. Viel typischer sind für die Weltgesellschaft seit dem 18. Jahrhundert die vielen Exklusionen, die von vornherein in die Form einer Inklusion gebracht werden. Das Gefängnis als eine Instanz der Resozialisierung und zugleich der Kontinuierung der meisten Bürger- und damit Partizipationsrechte auch im Moment der Exklusion ist dafür die paradigmatisch moderne Erfindung.¹⁰ Auch der Schulverweis ist, um zu dem wiederholt verwendeten Beispiel zurückzukehren, rechtlich daran gebunden, dass die exkludierende Schule die Wiederaufnahme an einer anderen Schule mitkontrolliert.

Die theoretische Folgerung aus diesen seit Foucault vielfach registrierten Befunden liegt auf der Hand. Die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion ist mit einem von Louis Dumont eingeführten Terminus eine hierarchische Opposition.¹¹ Es handelt sich bei Inklusion und Exklusion um eine Gegenbegrifflichkeit, in der einer der beiden Begriffe der Unterscheidung die Unterscheidung dominiert und den ihm gegenüberstehenden Begriff einschließt. In diesem Fall ist dies der Begriff der Inklusion, weil auch die noch so zugespitzten Exklusionen zugleich in die Form einer Inklusion gebracht werden müssen. Das ist nicht unbedingt eine optimistische Folgerung, weil, wie sich am Fall des Gefängnisses leicht zeigen lässt, die in die Exklusion eingebauten Institutionen der resozialisierenden Inklusion sich vielfach als problemverschärfend erweisen. Aber es ist eine Folgerung, die in zwei Hinsichten Spezifika der Weltgesellschaft sichtbar macht: Erstens führt sie uns einmal mehr vor Augen, wie sehr die Weltgesellschaft ein System ist, das ohne ein soziales Außen operiert, das auch die in ihm vollzogenen Ausschlüsse in neuen Formen wieder in sich inkorporiert. Zweitens weist diese Folgerung auf die Dynamik der Weltgesellschaft der Moderne hin. Die brasilianische *Favela*, die Luhmanns Überlegungen zu Inklusion und Exklusion inspiriert hatte, ist vermutlich nicht, wie Luhmann dies noch gedacht hat,¹² ein stabil abgesonderter Exklusionsbereich;¹³ sie ist vielmehr mitten in der Gesellschaft und mitten in den Städten

⁸ Siehe als einen Fall die Hoffnungen von Hunderten junger afrikanischer Fußballspieler auf Inklusion in professionelle Leistungsrollen. Diese Fußballspieler werden in sehr jungem Alter (14 - 15 J.) von Agenten nach Europa transferiert, wo die Inklusionshoffnungen der meisten unerfüllt bleiben müssen und viele von ihnen in sehr prekären Situationen in Europa zurückbleiben, mit Ressourcen und Handlungskapazitäten, die vielen nicht einmal die Rückkehr nach Afrika erlaubt. Auch die erfolgreichen unter ihnen leben in einem Zustand der „permanenten Transmigration“, die eine monothematische Inklusion in ein System der globalen Zirkulation von Fußballern bedeutet. Siehe Poli 2005.

⁹ Und in den Vereinigten Staaten zu einer Marktzutrittsbedingung, wie die Schweizer Banken erfahren haben.

¹⁰ Siehe Foucault 1975 und Ziemann 1998.

¹¹ Dumont 1980. Siehe näher Stichweh 2005, insb. 60-3, 187-9.

¹² Luhmann 1995.

¹³ Seit der Mitte der 1990er Jahre gibt es in Rio de Janeiro konkurrierende touristische Führungen, die den Touristen mehrsprachig einige der bis zu 750 Favelas der Stadt zeigen.

(in Rio de Janeiro auf den Hügeln innerhalb der Stadt) ein Zentrum des Hervorbringens immer neuer und vielfach devianter Inklusionen und Vernetzungen.¹⁴ Sie unterläuft die funktionale Differenzierung und setzt sie lokal außer Kraft (wie dies die Kurzschlüsse kriminellen Handelns auch anderswo vielfach tun). Aber sie speist das, was sie erfindet, wieder in die Gesellschaft und deren globale Funktionssysteme ein.

Literatur

- Bialik, Carl. 2006. "Fuzzy Math on Illegal Immigration." Available from <http://online.wsj.com/article/SB114417580940516769.html>.
- Dumont, Louis. 1980. *Homo Hierarchicus. The Caste System and Its Implications*. Chicago: University of Chicago Press.
- Foucault, Michel. 1975. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977.
- Greve, Jens. 2004: Inklusion und Exklusion in der Weltgesellschaft. S. 111 - 124 in Meyer, Jörg, Raj Kollmorgen, Johannes Angermüller, und Dirk Wiemann (Hg.), *Reflexive Repräsentationen: Diskurs, Macht und Praxis der Globalisierung*. (Münster: LIT).
- Luhmann, Niklas. 1995: Inklusion und Exklusion. S. 237 - 264 in Luhmann, Niklas (Hg.), *Soziologische Aufklärung, Bd. 6*. (Opladen: Westdeutscher Verlag).
- Merton, Robert King. 1968: Social Structure and Anomie. S. 185 - 214 in Merton, Robert King (Hg.), *Social Theory and Social Structure*. (New York: Free Press).
- Meyer, John W. 2005. *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen*. (Krücken, Georg, Hg.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Poli, Raffaele. 2005: Football Players' Migration in Europe: A Geo-Economic Approach to Africans' Mobility. S. 217 - 232 in Magee, Jonathan, Alan Bairner, und Alan Tomlinson (Hg.), *The Bountiful Game? Football Identities and Finances*. (Oxford: Meyer & Meyer Sport).
- Stichweh, Rudolf. 2005. *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Bielefeld: Transcript.
- Ziemann, Andreas. 1998. Die eingeschlossenen Ausgeschlossenen. Zur Problematik funktionaler Totalinklusion im Rahmen des Strafvollzugsgesetzes. *Soziale Systeme* 4: 31 - 57.

¹⁴ Vgl. zu den *favelas* und ihrer soziologischen Deutung interessant auch Greve 2004, insb. 118 - 120.

Thomas Straubhaar

Herausforderungen und Perspektiven der Migration im makroökonomischen Kontext



Die Berliner Mauer



Die neue Berliner Mauer

„A nation without borders is not
a nation.”

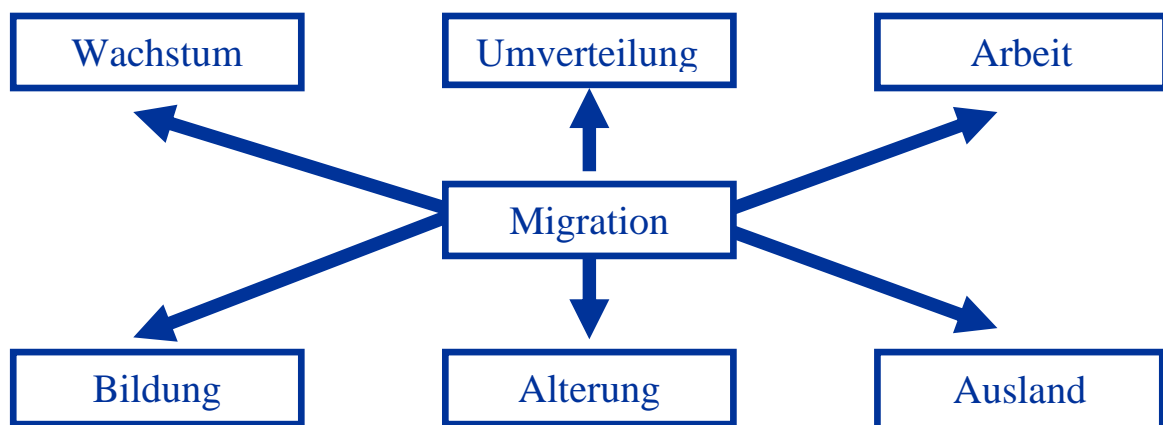
- Ronald Reagan -

Gated Communities : Wir gegen die anderen?



1. WIE WIRKT MIGRATION?

Auswirkung von Migration auf ...



- Ökonomische Effekte der Zuwanderung werden überschätzt
- Effekte der Zuwanderung werden oft politisch instrumentalisiert
- Zuwanderung und Integration gehören zusammen!

Insgesamt ist Migration positiv!

- Anpassungsprozess
- Überbrückt Nachfrangelücken & Engpässe (bei Berufen, in Regionen, Qualifikationen)
- Dynamische Wachstumsimpulse (möglich, aber nicht sicher)

Aber: Es gibt Gewinner und Verlierer!

- pekuniäre Externalitäten
- nicht-pekuniäre Externalitäten (Ballungs- & Verdrängungseffekte)
- Budgetinzidenz (wer zahlt wieviel?) bei öffentlichen Gütern
- Knappe Sozialkassen vs. Integrationskosten

2. WAS FOLGT DARAUS?



Grundregeln der Zuwanderungspolitik

- Offene Grenzen sind nicht optimal!
(denn Realität kennt Marktversagen und Staatsversagen)
- Geschlossene Grenzen sind auch nicht optimal
(wegen Abschottung, Protektion und fehlenden Innovationsimpulsen)

⇒ **Selektionsprinzip**

Ökonomische Migration

- **WIE VIELE?**
Festlegung einer Quote
- **WIE LANGE?**
Befristet oder dauerhaft
- **WER?**
Punktesystem oder Auktion

Integration

- Zweit- und Dritt-Generationen Ausländer(innen)
- Frühkindliche Schulangebote
- Ganztagschulen
- Gesamtschule mit Niveaunklassen
- Einbezug der Eltern (Rechte & Pflichten!, Fördern & Fordern)

3. EXIT; VOICE & LOYALTY

The Emergence of a
Patchwork Society



nd:

wer sind

- Mobile Menschen fragen: „Where should we go?“
- Immobiler Menschen fragen: „What should we do?“

Economics of Loyalty

Hirschman (1970)

- Exit is the economic solution
- Voice is the political solution
- „Loyalty holds exit at bay and activates voice“

„Trust and similar values, loyalty or truth-telling, are examples of what the economist would call ‘externalities’. ... They increase the efficiency of the system, enable you to whatever values you hold in high esteem.“

(K. Arrow 1974:23)

Wer sorgt für das Soziale Kapital?

- Social capital enables a person to extract private returns from interactions with others
Glaeser et al. (1999, 2000), Glaeser (2001)
- Social capital is good for growth
Knack / Keefer (1997), Zak/Knack (2001)

Fundamentale Frage

How could we avoid a “Bowling Alone” Effect?

(Putnam 1995)

How to make mobile (highly qualified) people willing to invest into (location-specific, i.e. non-transferable) social capital activities?

... veraltete Antwort

Loyalty per Authority (Penalties)

- Loss of Life
- Excommunication
- Defamation
- Deprivation of Livelihood

moderne Antwort

Loyalty per Rationalism

- Tit for Tat: Loyalty is an individual (long term) investment that pays ...
- ... because it is part of the social capital of the society

Alois Hahn / Marén Schorch

Tests und andere Identifikationsverfahren als Exklusionsfaktoren

Die Differenz Inklusion/Exklusion entwickelte sich in den letzten Jahren zu einem festen Bestandteil theoretischer und empirischer Sozialwissenschaft, aber auch historischer Forschungen. Unter Inklusion ist dabei die Berücksichtigung von Personen in sozialen Systemen zu verstehen, während Exklusion – auf welche wir hier primär fokussieren wollen – deren Ausgrenzung bzw. Nichtberücksichtigung meint. Generatoren sozialer Exklusion (als Avers/Revers von Inklusionsprozessen) können u. a. Schuld (bzw. Sünde), abweichendes Verhalten, Krankheit oder Fremdheit sein. Als Abweichung von etablierten Normen und „Normalitäten“ ziehen sie mitunter eigentümliche Formen sozialer Reaktionen nach sich (Isolation, Verfolgung, Ausgrenzung, Stigmatisierung etc.). Wir wollen hier exemplarisch zwei Schwerpunkte unserer Forschung aufgreifen und dabei herausarbeiten, wie die Demarkationslinie zwischen „gesund“ bzw. „krank“ und „Staatsbürger“ bzw. „Ausländer“ determiniert ist.

Nun erweist sich die Identifikation einer Person (allgemein und speziell im Sinne der oben genannten Zuschreibungen) sowie die Feststellung, Offenbarung der Abweichung als keineswegs einfache Operation. Auch eingedenk der Prämissen, dass alle sozialen Beziehungen auf einer bestimmten Kenntnis der Interaktionspartner voneinander beruhen und die prinzipielle „Einmaligkeitsunterstellung“ für jeden Menschen in normaler Alltagskommunikation dazu führt, dass Ego selten zweifelt, wer Alter Ego in diesem Fall ist. Die *Identifikation* (kommunikative Adressierung) erfolgt sicher, gleichwohl die *Identität* des Adressaten, also das, *was* er ist, völlig nebulös sein mag, im Extremfall nicht mehr meint als „Person überhaupt“, bisweilen aber im Gegenteil sehr präzise Kenntnisunterstellungen über die adressierte Person impliziert. Neben generellen Beschränkungen unserer Wahrnehmung und Kommunikation markiert also das Geheimnis, die Unmöglichkeit, einen anderen *absolut* zu kennen, alles von jemandem zu wissen, eine Grenze. Selbst (und gerade) in intimsten zwischenmenschlichen Beziehungen sind die Partner einander nicht allumfassend vertraut.¹⁵

Es veränderten sich im Kontext gesellschaftlicher Ausdifferenzierung nicht nur die Bedingungen für Identitäts- bzw. Fremdheitskonstruktionen, sondern auch Prozesse der Identifikation einer Person: Erfolgte die Identitätszuschreibung (und auch die eigene Identifikation) im absolutistischen Staat etwa vorrangig über die Positionierung eines Individuums innerhalb einer Ständeordnung, so regelt der moderne Staat die Inklusions- bzw. Exklusionsbedingungen primär über die Staatsangehörigkeit seiner Bürger. Auch hinsichtlich des Charakters der wechselseitig zugänglichen Informationen lassen sich Veränderungen aufzeigen: Widersetzte sich etwa der absolutistische Staat der privaten Geheimhaltung (Staatsgeheimnisse waren aber absolut sakrosankt), so ist für moderne Demokratien (idealtypisch) gerade kennzeichnend, dass die Sphäre des Politischen keine Geheimnisse duldet, während das Privatleben der Bürger im Sinne der informationellen Selbstbestimmung geschützt sein soll (institutionalisiert u. a. im Datenschutz). Das Geheimnis entwickelt sich somit zum Individualisierungsmoment ersten Ranges.

In der Moderne fächert sich das Individuum in eine Vielzahl von Identitätsfacetten auf (in Simmelscher Terminologie wird es zum Kreuzungspunkt sozialer Kreise) und kann sich

¹⁵ Dass sich ganz im Gegenteil gerade dort mehr „blinde Flecken“ aufspüren lassen, als sich die Partner eingestehen möchten, und diese häufig durch *Konsensfiktionen* kaschiert werden, konnte bereits in einer früheren empirischen Studie gezeigt werden. Vgl. Alois Hahn/Roland Eckert/Marianne Wolff, Die ersten Jahre junger Ehen. Verständigung durch Illusionen?, Frankfurt a. M., New York: Campus 1989.

somit nicht mehr als Ganzheit erfassen und beschreiben. In Spezialinstitutionen (*Biographiegeneratoren*¹⁶) wie der Beichte oder der Psychoanalyse findet das Individuum Orte, in denen es seine eigene Identität weitestgehend als biographische *Einheit* thematisieren kann. Wie eigene empirische Studien zur Laienätiologie von Krankheiten und zur Logik von Ansteckungstheorien (vor allem aufgrund der über etliche Jahre zunächst anhand der AIDS-Problematik durchgeführten repräsentativen Untersuchungen) zeigen, können heute auch „objektive“ wissenschaftliche Verfahren wie AIDS-Tests (man könnte dies noch erweitern um Krebs-, Blut- und Gentests, „Ariernachweise“, etc.) als Biographiegeneratoren fungieren (und gleichzeitig - etwa bei positivem Befund des AIDS- oder Krebstests - zum exkludierenden Stigma werden). Der Einzelne erfährt anhand solcher Tests, wer er „wirklich“ ist bzw. wer er „auch“ ist. Diese sind ähnlich wie die Beichte oder Geständnisse vor Gericht sozial gültige Verfahren, um den Einzelnen auf eine Identität, auf „seine“ Identität festzulegen. Indem einem klar (oder klar gemacht) wird, wer man ist, wird man zugleich darüber informiert, wer man *nicht* ist, von wem man sich unterscheidet. Im Falle von Krankheit kann das heißen, dass die eigene Identität als Grund für die Festlegung einer Alterität entlarvt wird, die einen aus den üblichen sozialen Kommunikationen ausschließt. Weil man „nicht gesund“ ist, wird man aus der Gemeinschaft ausgegrenzt. Weil man an einer ansteckenden Krankheit leidet, darf man nicht mehr mit den anderen verkehren.

Die Angst vor Exklusion mag im einzelnen Krankheitsfall größer sein als die Hoffnung auf Heilung. Gerade im Kontext von AIDS lassen sich dafür zahlreiche empirische Belege beibringen. Überwiegt dennoch die Bereitschaft, sich zu „outen“ (oder sind bestimmte Symptome nicht mehr zu verbergen), riskiert die Person Exklusion als Folge ihrer Identität (als Kranker). Es ist höchst bedeutsam, dass es etwa im Falle von AIDS, aber auch bei vielen anderen modernen Krankheiten eben nicht erst Schmerzen sind, die über die eigene Identität entscheiden, sondern Tests, welche darüber Auskunft geben, wer man ist, ohne dass man selbst über die Richtigkeit der Verfahren oder deren Ergebnisse ein eigenes Urteil besäße. Identität wird gewissermaßen objektiv verhängt. Die Verhängung wird aber als bloße Enthüllung einer tieferen „eigentlichen“ Wirklichkeit interpretiert. Zumindest für diejenigen, die an die jeweils supponierte Wirklichkeit und die Verfahren zu ihrer Entdeckung glauben, wird die eigene Identität Resultat von Tests, Expertenuntersuchungen, Ergebnissen von Verfahren usw.

Auch in der aktuellen Diskussion um Einbürgerungstests für Ausländer erscheint das jeweilige Testergebnis als zusätzlicher (aber ggf. entscheidender) Indikator für eine (angestrebte) Zugehörigkeit. Die Nation als moderne Form der Selbstbeschreibung von Staaten, des politischen Systems, vermag ebenfalls für die Selbstbeschreibung von Individuen herangezogen werden. Sie erleichtert die „fiktive Fusion“ moderner Identität (eingedenk der Pluralisierung von in Anspruch genommenen Selbsten) und erscheint hier als eine Kategorie der Selbstinklusion in einer Gesellschaft, die ansonsten massenhaft Exklusionen produziert. Ihren Ausdruck findet sie in der Staatsangehörigkeit, der rechtlichen Mitgliedschaft (Inklusion) einer natürlichen Person in einem Staat, mit welcher bestimmte Rechte (z. B. das Wahlrecht, der Partizipation am politischen System) und Pflichten (etwa die allgemeine Wehrpflicht) verbunden sind. Erworben wird die Staatsangehörigkeit in Deutschland primär über das Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*), also ist die Zugehörigkeit bei der Geburt über die Staatsangehörigkeit der Eltern geregelt. Gleichwohl gesetzliche Regelungen eine *eindeutige Zu-*

¹⁶ Vgl. Alois Hahn, „Identität und Selbstthematization“, in: Ders./Volker Kapp (Hrsg.), *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987, S. 9 - 24.

ordnung zu einem Staat vorsieht, Doppel- oder Mehrfachstaatsangehörigkeiten in Deutschland (im Gegensatz zu den meisten anderen europäischen Staaten) also nicht zugelassen sind, bestehen Mehrfachstaatsangehörigkeiten bei Kindern aus binationalen Ehen (meist bis zum Alter von 18 Jahren) oder bei deutschstämmigen Spätaussiedlern und ihren nichtdeutschen Familienangehörigen. Seit 2000 wurde das Staatsangehörigkeitsrecht teilweise um das Territorialitätsprinzip (*ius soli*) erweitert. Danach erwirbt ein im Inland geborenes Kind ausländischer Eltern die deutsche Staatsangehörigkeit durch Geburt, wenn sich der Vater oder die Mutter seit acht Jahren rechtmäßig in Deutschland aufhält und eine Aufenthaltsberechtigung oder seit drei Jahren eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis besitzt. Parallel hierzu kann der Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit nach einer bestimmten Dauer des legalen Aufenthalts auch durch *Einbürgerung* erfolgen. Die spezifischen Inklusions- bzw. Exklusionskriterien hierfür werden über das Staatsangehörigkeitsrecht geregelt. Zusätzlich zu objektiven Daten (wie der Aufenthaltsdauer) sollen nun in einigen Bundesländern mittels Einbürgerungstests Fragen zu bestimmten Grundwerten unserer Demokratie, Einstellungen zu Normen etc. die Integrationsfähigkeit der Antragsteller erfassen. Die konkrete Anwendung, Auswertung und vor allem *Bewertung* obliegt dabei den einzelnen Beamten der Einwanderungsbehörde. Genau hier entscheidet die Institution (u. a. mit Hilfe eines Testverfahrens) zwischen Inklusion (Staatsangehörigkeit) oder Exklusion (Verweigerung selbiger). Auch bei erfolgter Inklusion als Staatsangehöriger muss das Individuum gegenüber dem Staat seine Identität bezeugen, eindeutig zu identifizieren sein: Generell ist es Aufgabe von speziellen Testverfahren wie dem Iris-Scan oder der Gesichtsbioometrie, eben die Singularität einer Person aufzudecken bzw. festzustellen oder zu untermauern. Mit (z. T. bereits eingeführten) höheren Sicherheitsstandards für Pässe und Reisedokumente (welche eben sukzessiv um biometrische Daten ergänzt werden) soll nicht nur der Schutz vor Fälschungen gewährleistet, sondern auch die Zuverlässigkeit der Verbindung von Dokumenten und dessen rechtmäßigen Inhabern (also die Identifikation!) erhöht werden. Das Foto im Pass, der Fingerabdruck etc. sollen uns als einzigartig, eben nicht als Kopie *ausweisen*. Gleichwohl an dieser Stelle natürlich auch auf die Problematik des Doppelgängers verwiesen sei. Sowohl optische Doppelgänger als auch Namensdoppelgänger erschweren uns selbst und anderen die eindeutige Adressierung unserer Person. Erst die Kombination mehrerer Merkmale (Passbild und Name mit bestimmten biometrischen Daten wie Fingerabdruck, Iris-Scan, Gesichtserkennung, genetischer Fingerabdruck) räumt alle Zweifel über die Identifikation einer Person aus, gestattet die eindeutige Inklusion.

Abschließend und in Bezug auf den späten Niklas Luhmann lässt sich festhalten, dass in dem Maße, wie die Subsysteme die Inklusion von Personen nicht einfach automatisch garantieren, sondern von spezifischen Zugangsbedingungen abhängig machen (wie Gesundheit bzw. zumindest das Fehlen von exkludierenden Krankheiten wie etwa AIDS, Erfüllung der Kriterien für die Aufnahme als deutscher Staatsangehöriger etc.) sich als Folge der funktionsspezifischen Ausdifferenzierung das Problem von Inklusion und Exklusion dramatisiert. Freiheit und Gleichheit als semantische Formel für die Unterstellung allgemeinen Zugangs aller zu allen Funktionssystemen werden zu „Ideologien der bürgerlichen Gesellschaft“.¹⁷

¹⁷ Vgl. Niklas Luhmann, *Die Religion der Gesellschaft*, hrsg. von André Kesterling, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000, S. 234.

Michael Lackner

Paradoxien der Globalisierung. Der *cultural turn* und die Konstruktion nationaler Identität in China

Die Rezeption des *cultural turn* hat in der Volksrepublik China höchst paradoxe Ergebnisse gezeigt. Statt die Vorstellungen von segmentierten, fraktalen Zugehörigkeiten zu Kulturen (wohlgemerkt: im Plural) auf die chinesische Situation anzuwenden, wurde Ende der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts eine – zunächst allerdings negativ konnotierte – homogene Nationalkultur wiederentdeckt. Durch massive Einwirkung staatlicher Instanzen wurde diese Nationalkultur bald ins Positive gewendet. Mittlerweile sorgt die Kulturindustrie für eine flächendeckende enthistorisierte Glorifizierung auch der widersprüchlichsten Akteure und Orte der chinesischen Geschichte. Die „chinesische Kultur“ ist durch diese Pervertierung der Intentionen der *cultural studies* somit gewissermaßen zu einer Minderheit im Weltmaßstab geworden, deren Emanzipationsdefizite es zu beheben gilt. Dies geschieht in enger Komplizenschaft mit akademischen Vertretern chinesischer Herkunft in den USA.

Oswald Schwemmer / Norbert Meuter

Philosophische Anthropologie und Transkulturalität

(1) Rahmenthesen

Wie radikal sind die Differenzen zwischen eigenen und fremden Kulturen? Sie sind empirisch und theoretisch *nicht* unübersteigbar!

Ist die Annahme kulturübergreifender Universalien menschlichen Verhaltens eurozentristisch? *Nein!* Anthropologie bedeutet nicht die Assimilation kultureller Differenzen.

Intrakulturelle Vielfalt

Eine Kultur ist kein geschlossenes homogenes System, sondern besteht aus einer Vielzahl heterogener symbolischer Prozesse, in denen beständig auch Impulse aus anderen Kulturen integriert werden. Das „Selbstsein“ einer Kultur ist komplex, vielfältig und beinhaltet Spannungen und Konflikte. Das integrative Moment einer Kultur besteht darin, dass ihre Mitglieder sich trotz u. U. extrem gegensätzlicher Positionen in einem übergreifenden Verstehenszusammenhang befinden, der in der Regel nicht thematisch oder problematisch wird, sondern als „Hintergrund“ oder „Orientierungsrahmen“ fungiert.

Interkulturelle Andersheit

Ein solcher Verstehenszusammenhang besteht zwischen verschiedenen Kulturen nicht mehr; er muss vielmehr situativ eigens hergestellt werden. Ohne einen gemeinsamen unproblematischen Orientierungsrahmen werden aus bloßen Anderen (die auch Gegner sein können) wirkliche Fremde, die wir in einem fundamentalen Sinne nicht mehr verstehen.

Aus anthropologischer Sicht sind Kulturen jedoch historische Ergebnisse menschlichen (symbolischen) Handelns. Daher können auch in interkulturellen Situationen Verstehensprozesse einsetzen, wenn sie sich auf die menschlichen Sinnverhältnisse beziehen, die dem kulturell Fremden zugrunde liegen (müssen). Grundlage dafür ist eine grundlegende Unterstellung von Sinn, eine offene Neugier, eine durch Wissen gestützte Phantasie und die Fähigkeit zum genauen Beobachten.

Die Instrumentalisierung kultureller Differenzen

Kulturelle Prozesse sind Formbildungsprozesse. Die Auseinandersetzung mit der „Andersheit der Form“ – d. h. mit der Eigendynamik der materiellen symbolischen Formen – ist jedem kulturellen Handeln inhärent. Kulturell handeln heißt daher immer auch: *anders* handeln können, andere Möglichkeiten als die bisher realisierten verwirklichen. Dieser innovativen Tendenz zum Anderen und Neuen steht eine konservative Tendenz zur Kononisierung gegenüber. Diese konservative Tendenz entspringt jedoch nicht der Eigendynamik kultureller Prozesse – diese müssen zwar stabilisiert, aber dürfen gerade nicht ein für alle Mal festgeschrieben werden –, sondern dient in erster Linie politischen und ökonomischen Interessen der Machterhaltung und -erweiterung. Kulturelle Differenzen werden dramatisch betont und instrumentalisiert. Dabei stellt die Andersheit der anderen Kultur im eigentlichen Sinne keine Bedrohung der eigenen Kultur dar. Ökonomische und politische Interessen „verkleiden“ sich als *clash* der Kulturen.

Der Fremde als Anderer

Anthropologie bedeutet demgegenüber eine Thematisierung der Gemeinsamkeiten zwischen den Kulturen. Die Fremden sind „nur“ andere Menschen, aber eben Menschen wie wir selbst, in denen wir uns auf eine neue Weise spiegeln können. Bei näherem Hinsehen verlieren die anfänglich bedeutsamen Differenzen im äußeren Verhalten der Fremden an Relevanz; an ihre Stelle tritt die Entdeckung von Ähnlichkeiten.

(2) Projektergebnisse

Das Projekt verfolgte daher eine dezidiert anthropologische Perspektive. Die gängige kulturrelativistische Sicht sollte durch die Frage ersetzt werden: Gibt es hermeneutisch und moralphilosophisch gehaltvolle universale Phänomene, d. h. Phänomene, die kulturübergreifende Aspekte enthalten und zugleich für Verständnisprozesse eine grundlegende Bedeutung haben? Die leibliche Expressivität des Menschen (vor allem in der Mimik des Gesichts) stellt, so die leitende Forschungsthese des Projekts, genau ein solches Phänomen dar. Diese These sollte sowohl mit den immanenten Mitteln der Philosophie als auch durch Analyse der aktuellen einzelwissenschaftlichen Forschung untersucht werden.

Methodische Perspektive – Das Ausdrucksphänomen

Die besondere methodische Perspektive eröffnete sich durch den Blick auf die menschlichen Ausdrucksverhältnisse, auf die besondere Rolle, die das Ausdrucksverhalten und das Ausdrucksverstehen sowohl als Brücke zwischen der natürlichen und kulturellen Seite der menschlichen Existenzform als auch im Sinne des Übergangs zu einem grundsätzlich Neuen in der Entwicklung dieser Existenzform spielt.

Scheint doch der Ausdruck – als körperlicher, gestischer, mimischer und lautlicher Ausdruck – in vielfachen Formen als die einzige „Unmittelbarkeit“ im geistigen Leben der Menschen aufzutreten, die jenseits aller kulturellen Differenzierung „verstanden“, nämlich mit einer die Ausdruckssituation treffenden Reaktion verbunden wird und insofern eine natürliche Fundierung beanspruchen kann. Und scheint doch zugleich auf der anderen Seite das Ausdrucksverhalten eine Artikulationsleistung zu sein, in der Sinnbezüge entstehen und dadurch die Anfänge einer symbolischen und also kulturellen Weltorientierung gesehen werden können. Der Ausdruck, so kann man es auch sagen, markiert in dieser Sicht die Schnittstelle zwischen der natürlichen Entwicklung und kulturellen Ausformung der menschlichen Weltorientierung. Er bot sich damit als das Forschungsfeld an, in dem nicht nur begriffliche Bezüge entfaltet, sondern auch empirische und historische Untersuchungen angestellt werden können.

In eben dieser methodischen Mehrfach-Perspektive wurden zunächst vier philosophische Konzeptionen rekonstruiert, in denen die natürliche und kulturelle „Doppelseite“ des Ausdrucks ein zentrales Thema darstellt: Wilhelm Dilthey, Helmuth Plessner, Ernst Cassirer und Max Scheler. Es ging nicht um historische Bezüge, sondern die Autoren wurden hinsichtlich ihrer systematischen Bedeutung für den Aufbau einer Theorie der Expressivität herangezogen.

Dilthey erfasst die konstitutive Bedeutung des Ausdrucks im Rahmen seiner hermeneutischen Lebensphilosophie von seinen organisch-natürlichen bis hin zu seinen geistig-kulturellen Aspekten. Das Verstehen von Ausdruck ist kein Erfassen privater Bewusstseinszustände, sondern ein interindividuelles öffentliches Geschehen. Dieses hermeneutische Konzept lässt die cartesianische Innen-Außen-Differenz von Erleben und Sich-Äußern hin-

ter sich, konzipiert das Verstehen des Fremden nicht als ein über Analogien sich aufbauendes Schlussverfahren, sondern als eine unmittelbare leibliche Form der Kommunikation.

An dieses Dilthey-Programm kann **Plessner** direkt anschließen. Er zeigt das zugleich gespannte und unauflösliche Verhältnis auf, in dem Leiblichkeit und Geist in den Selbst- und Weltbezügen des Menschen miteinander verschränkt sind. Geistige Leistungen sind eine sich der Leiblichkeit bewusste Artikulation. Eine besondere Bedeutung kommt in diesem Verhältnis von leiblichen Ausdrucksformen und bewusster Artikulation der „mimetischen Expressivität“ zu, in der sich ein reflexives Selbstverhältnis präsentiert, das die eigene Leiblichkeit auch als ein Medium des Selbstausdrucks entdeckt. Die Medialität der eigenen Leiblichkeit imprägniert jeden Ausdruck jedoch mit der Andersheit eines Mediums und verhindert damit den vollkommenen Zusammenschluss des sich im Vollzugs des Ausdrucks artikulierenden Ausdruckswillens mit dem tatsächlichen Ausdrucksverhalten. Trotz einer immer wieder einmal gelingenden Artikulation, einem – wie Plessner formuliert – „glücklichen Griff“, erzeugt daher die expressive Energie des Menschen ein strukturelles Ungenügen am tatsächlichen Ausdruck, das seinerseits zu neuen Versuchen der Artikulation antreibt, Expressivität wird so zum Grund der menschlichen Geschichte.

Cassirer schließt in gleichsam theoretischer Nachbarschaft an Plessners Ausdrucksverständnis an. Er betont jedoch nicht die leibliche, sondern die symbolische bzw. kulturelle Seite Ausdrucks. Die symbolische Form des Mythos ist für Cassirer der Ort, an dem die symbolischen Funktionen nur als Momente von Ausdrucksverhältnissen auftreten, aus denen heraus sie sich ausdifferenzieren. Der Ausdruck ist ein „Urphänomen“, dessen symbolische Artikulation eine „Weltwende“ mit sich bringt, nämlich den Übergang „aus der Welt des Tieres in die Welt des Menschen“. Wo für Plessner die Leiblichkeit und unser geistiges Verhältnis zu ihr im Zentrum stehen, konzentriert sich Cassirer auf die Analyse der verschiedenen Formbildungsprinzipien, die jeweils zur Einheit einer symbolischen Form führen. Damit kommt er zu deutlich differenzierteren Analysen über die immanente Gliederung unserer Expressivität, andererseits verstellt ihm aber diese Konzentration die Sicht auf die Artikulations- bzw. Gestaltungsmöglichkeiten, die sich bereits in der Leiblichkeit für unser Ausdrucksleben entwickeln. Liest man aber die Analysen Cassirers als Ergänzungen zu einer Phänomenologie der Leiblichkeit, dann zeigt sich ihre theoretische Stärke. Vor allem die grundlegenden Unterscheidungen etwa zwischen Signalen und Symbolen, zwischen Präsenz und Repräsentation und nicht zuletzt die Analyse der symbolischen Prägnanz erweisen sich als höchst fruchtbare Konzepte, um vor allem die kulturelle und damit mediale Seite des Ausdrucks zu verstehen.

Der Rekurs auf **Scheler** ist schließlich den moralphilosophischen Aspekten des Ausdrucksphänomens geschuldet. Scheler verortet in Absetzung von der kantischen Tradition Moralität nicht im Bereich des Kognitiven und Diskursiven, sondern in der Sphäre des Emotionalen und der vorsprachlichen Werterfahrung, wobei dem Ausdrucksphänomen und der empathischen Erfahrung eine entscheidende Rolle zukommt. Hier ist insbesondere die Theorie des Wertfühlers einschlägig, in der eine enge Verbindung zwischen Emotionalität, Expressivität, Intentionalität und Moralität des Menschen hergestellt wird. Die Welt der miteinander umgehenden Menschen erfahren wir in Form einer werthaften bzw. moralischen Expressivität.

Der Ansatz der Philosophischen Anthropologie

Seit ihrer Gründung am Anfang des 20. Jahrhunderts hat die Philosophische Anthropologie im Sinne einer Selbstdefinition durch eine konstruktive Auseinandersetzung mit den empirischen Wissenschaften vom Menschen ihre Begriffsarbeit an der Entwicklung der empirischen Forschung ausgerichtet. Die theoretische Perspektive des Projektes bestand darin, dass die Konzeption von der menschlichen Expressivität nicht als Antwort auf empirische Erklärungsansprüche und damit also auch nicht aus einer theoretischen Defensive heraus entwickelt werden sollte. Die Idee war vielmehr, diese Konzeption als eine genuin philosophische Initiative darzustellen, die sich dann aber den empirischen Forschungen stellt und damit den Dialog mit den entsprechenden empirischen Wissenschaften als unverzichtbares Charakteristikum einer jeglichen philosophischen Begriffsarbeit einfordert.

Universalität des Ausdrucks

Diskutiert wurden daher paradigmatische Forschungsergebnisse zur Universalität bzw. Kulturgebundenheit des emotionalen Ausdrucksverhaltens und -verstehens. Eine besondere Rolle spielten dabei die Annahme so genannter „Basisemotionen“ und die darauf bezogenen komparativen empirischen Studien über verschiedene Kulturbereiche hinweg (Paul Ekman). Es gibt empirisch hinreichende Anhaltspunkte, welche die Universalität von Gesichtsausdrucksmustern (*facial expression*) belegen. Die theoretische Arbeit bestand in der Entwicklung von Unterscheidungen, die den emotionalen – und emotionalisierenden – Ausdruck als Moment einer interaktiven Gesamtsituation zu analysieren erlauben und insbesondere auch als Ausdruck einer bestimmten Handlungsbereitschaft erfassen lassen.

Hierzu konnte dann nicht nur auf die Emotionspsychologie, sondern auch auf die Kunstwissenschaften – und hier insbesondere auf die Konzeption der Pathosformeln im Anschluss an Aby Warburg – zurückgegriffen werden. Es zeigt sich, dass wir es bei den Pathosformeln mit authentischen Ausdrucksformen vornehmlich von – prägnant erfassten – Bewegungen zu tun haben, die aber ihre Prägnanz nicht über eine photographisch getreue Momentaufnahme gewinnen, sondern über eine zusammenfassende Gestaltungsleistung, die den „fruchtbaren Moment“ einer Gesamtbewegung oder Situation verdichtet.

Die Natur-Kultur-Unterscheidung

Wir können durchaus kulturübergreifende Basisemotionen ausmachen, haben diese aber immer auch in Verbindung mit einer situationsgeprägten Handlungsbereitschaft als Formen einer praktischen Expressivität zu interpretieren und vielfach auch in einer kulturellen Überformung oder Einbettung, sozusagen einer kulturellen Domestizierung, zu analysieren. In dieser Perspektive wird die Natur-Kultur-Unterscheidung zu einer dynamischen Relation, die den Blick nicht auf eine Dichotomie zwischen natürlichen und kulturellen Faktoren lenkt, sondern die natürlichen Faktoren kultureller Entwicklungen zu sehen lehrt. Gestützt auf tierprimatologische und paläoanthropologische Forschungen konnte die These entwickelt werden, dass sich der für den Menschen spezifische symbolische Weltbezug aus dem Ausdrucksphänomen heraus entwickelt hat. Kurz formuliert: *Kultur ist der Prozess vom Ausdruck zum Symbol.*

Emulations- und Imitationslernen

Für die konkrete Analyse dieser These konnte aus der Kognitionspsychologie die grundlegende Unterscheidung zwischen einem lediglich am Effekt orientierten Lernen (Emulationslernen) und einem Lernen, das auf die Verhaltensweisen ausgerichtet ist, die zu diesem Ef-

fekt führen (Imitationslernen), übernommen werden. Man könnte diese Unterscheidung auch über die Fähigkeit interpretieren, die Medialität von Verhaltensweisen zu erkennen. Während im Emulationslernen der Weg zum Ziel gleichsam aus der Aufmerksamkeit verschwindet und so eine Unmittelbarkeit der Effekterzeugung angenommen werden kann, richtet sich im Imitationslernen die Aufmerksamkeit auf die Mittel und damit auch auf die Mittelbarkeit, in der die Effekte nur erreicht werden können und sich auch der Aufmerksamkeit präsentieren.

Salopp gesagt reicht das Emulationslernen nicht aus, um auch die besonderen „Tricks“ erfolgreicher Individuen zu lernen. Nur das Imitationslernen kann sich auf die Methoden bzw. „Tricks“ der Agenten konzentrieren. Ausgehend von dieser Grundunterscheidung zeigte sich, dass und wie tierisches Lernen, das auf Emulationslernen beschränkt zu sein scheint, meist nur bis zur Ausbildung einer „episodischen Kultur“ führt, die an die Präsenz bestimmter Individuen gebunden ist und mit diesen Individuen auch wieder ausstirbt. Auch die bei Tierprimaten entwickelten Ausdrucksformen verselbständigen sich nicht zu einer eigenen Kultur, sondern verbleiben Elemente in einem umgreifenden sozialen Verhaltenszusammenhang, der sich in bestimmten Situationen artikuliert.

Traditionsbildung

Erst mit der Sprachentstehung, die man im Anschluss an Susanne Langer über einen allgemeinen Prozess der Ritualisierung als einer kollektiven Stabilisierung mythischer Bildwelten verständlich machen kann, ergeben sich die Bedingungen für eine Traditionsbildung über das individuelle Lernen hinaus. Erst mit der Ausbildung einer mythischen Kultur in diesem Sinne wird dann auch die symbolische Fixierung von Ausdrucksformen möglich.

Interessant schien in diesem Konzept auch die Auseinandersetzung mit der Gehlenschen These von Menschen als Mängelwesen. Geht man davon aus, dass wir von einer Koevolution natürlicher und kultureller Faktoren auszugehen haben, insbesondere auch davon, dass die Systemarchitektur des Gehirns mit der kulturellen Entwicklung des Angebots zu neuronaler Verarbeitung z. B. symbolische Strukturen entwickelt, dann ist auch zu sehen, dass die selbst geschaffene und sich allmählich entwickelnde kulturelle Umwelt den biologischen Organismus, der Homo sapiens wirklich ist, allererst hervorgebracht hat. Daraus kann man die Folgerung ziehen: Durch die Kultur ist der Mensch erst zu dem Mängelwesen geworden, das nicht mehr ohne Kultur überleben könnte.

Ausdruck und Moral

Schließlich waren bei der Frage nach dem Verhältnis von Ausdruck und Moral vor allem die verschiedenen Formen der Gefühlsansteckung, der Empathie und der Sympathie zu erfassen, in denen man die emotionalen Grundlagen für die Ausbildung moralischen Verhaltens und moralischer Verhaltensnormen sehen kann. Dabei ist zu betonen, dass damit keine Moralphilosophie entwickelt werden sollte, in der es um die Begründung moralischer oder sogar allgemeiner Prinzipien der Normbegründung geht. Es ging alleine darum, die emotionalen und expressiven Grundlagen moralischer, nämlich moralisch relevanter, Verhaltensweisen und Haltungen zu untersuchen. Auch hier war wieder an empirische Untersuchungen anzuschließen, die die Ausbildung empathischer Fähigkeiten und insbesondere der prosozialen Sympathie bereits im frühen Kindesalter kommentieren.

Für die gegenwärtige philosophische Diskussion besonders ergiebig erschien dabei die Diskussion einer „komplementären Dialektik von Selbstheit und Andersheit“. Gestützt auf die erwähnten Untersuchungen zur Entwicklung empathischer Fähigkeiten, aber auch begründet

durch eine sorgfältige Begriffsanalyse konnte gezeigt werden, dass schon die Einfühlung in die Person eines Anderen und erst recht die Anerkennung des Anderen die Ausbildung eines Selbstgefühls und schließlich auch eine Selbstschätzung erforderlich machen und daher die radikalen Thesen zur Anerkennung von Alterität, wie sie etwa von Emmanuel Lévinas vertreten werden, nicht begründet sind.

Bei der Erfassung des Anderen als eines Menschen wie ich ging es allerdings nicht mehr nur um empathische Fähigkeiten, sondern auch um die Ausbildung von Konzepten, unter denen der Andere erfasst wird. Hier wurde auf die Analysen und Argumente zurückgegriffen, die in der Projektarbeit bereits entwickelt waren. Mit einer Formel Paul Ricœurs konnte auf die „inchoativen Universalien“ hingewiesen werden. Diese sich erst ausbildenden Universalien finden sich in der primären und praktischen Expressivität des Menschen und weisen die „konkrete Ähnlichkeit“ mit dem Anderen nicht als Ergebnis einer diskursiven Schlussfolgerung, sondern als immanentes Motiv des Ausdrucksverstehens auf.

Am Ende stand damit die Präsentation einer zugleich philosophischen und empirisch validierten „Anthropologie des Ausdrucks“, die den Fragen nach der Universalität der menschlichen Existenz, dem Verhältnis von Natur und Kultur und den Quellen der Moral differenzierte Antworten anzubieten versucht.

Deutsches Hygiene-Museum, Martha-Fraenkel-Saal
15. Juni 2006, ab 18:30 Uhr

Kulturelle Diversität: Rechte und Regelungen

Einführung in die Fragestellung:

Im Mittelpunkt der Podiumsdiskussion steht die Frage, ob die gesetzliche Verankerung von Minderheitenrechten eine dauerhafte Strategie zur Lösung interkultureller Spannungen bieten kann und damit langfristig eine Annäherung unterschiedlicher "Wertesysteme" erreichbar wird. Dabei wäre zu diskutieren, wie ein Modell rechtlich auszusehen hätte, welche Rahmenbedingungen vorab geklärt werden müssten und wo die Grenzen eines solchen Modells lägen.

Für die Diskussion stehen mehrere Fragen zur Betrachtung an:

1. Auf welcher Ebene (z. B. staatlicher, kommunaler) müsste diese rechtliche Verankerung ansetzen?
2. Welche Beispiele gibt es hierzu andernorts?
3. Wo liegen die Grenzen solcher Modelle?
4. Müssen es überhaupt "verankerte Rechte" sein? Oder ließe sich der Ansatz auch anderweitig umsetzen, beispielsweise über Schieds- und Vermittlungsstellen?

Im Hintergrund steht dabei die grundsätzliche Frage, welchen Beitrag die Wissenschaft zur Klärung dieser Fragen beitragen kann; d. h. welche Themen sich als Wissenslücken identifizieren lassen und welche geeigneten Forschungsmethoden es hierzu gibt.

Teilnehmer/innen der Podiumsdiskussion:

Keebet von Benda-Beckmann leitet die Projektgruppe Rechtspluralismus am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle/Saale. Sie ist Professorin für Rechtsethnologie an der Juristischen Fakultät der Erasmus-Universität Rotterdam und Honorarprofessorin für Rechtsethnologie und Rechtspluralismus an den Universitäten Leipzig und Halle. Sie promovierte an der Universität Nijmegen und arbeitete an den Universitäten Zürich, Wageningen, Leiden und Rotterdam, bevor sie nach Halle kam. Neben ihren theoretischen Arbeiten über Rechtspluralismus und Transnationalisierung von Recht umfassen ihre Forschungsschwerpunkte Konfliktregulierung, Ressourcenmanagement, Dezentralisierung und soziale Sicherung in Entwicklungsländern. Sie hat zu Indonesien und Nepal gearbeitet und in den Niederlanden über Moluksche Migrantinnen geforscht.

Podiumsdiskussion

Keebet von Benda-Beckmann ist Mitherausgeberin von *Coping with insecurity: An "underall" perspective on social security in the Third World* (Focaal, 1994/2001)
Mobile People, Mobile Law (Ashgate, 2005)
Recht und Entwicklung. Law and Development (Zeitschrift für Entwicklungsethnologie, 2005)
Changing properties of property (Berghahn, 2006)

Han Entzinger ist Professor für Migrations- und Integrationsstudien an der Erasmus-Universität Rotterdam. Von 1986 bis 2001 war er Professor für Sozialwissenschaften an der Universität Utrecht. Vorher war er unter anderen tätig beim internationalen Arbeitsamt (ILO) in Genf und beim Wissenschaftlichen Rat für die Regierungspolitik, einem *think tank* der niederländischen Regierung. Seit mehr als 30 Jahren ist er aktiv in den Forschungsgebieten Migration, Integration(skurse), Multikulturalismus, vergleichende Sozialpolitik, Islam und zweite Migrantengeneration. Er ist ehemaliger Präsident des *Research Committee on Migration* der *International Sociological Association* sowie Berater verschiedener Regierungen und der Europäischen Kommission. Er ist auch Mitglied der Begleitungskommission des Forschungsschwerpunktes *Migration und Integration* der VolkswagenStiftung.

Zu seinen neuesten Publikationen gehören:

Migration Between States and Markets (Ashgate, 2004)
Changing the Rules while the Game is on: From Assimilation to Multiculturalism in the Netherlands (in: Bodemann & Yurdakul, *Migration, Citizenship and Ethnos*, Palgrave Macmillan, 2006).

Thomas Faist ist Professor für Transnationale Beziehungen und Entwicklungssoziologie an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld (www.comcad-bielefeld.de). Er promovierte an der Graduate Faculty der New School for Social Research in New York. Vormalig leitete er den Internationalen Studiengang Politikmanagement (ISPM) an der Hochschule Bremen. Seine Schwerpunkte in der Forschung sind transnationale Migration, vergleichende Politik und Transnationalisierung. Thomas Faist war Willy-Brandt-Gastprofessor an der Universität Malmö und DAAD-Gastprofessor an der University of Toronto.

Er ist Autor von *The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Social Spaces* (Oxford: Oxford University Press, 2000)
Transnational Social Spaces (Ashgate, 2004)
Die Bücher *The Future of Citizenship* (Blackwell) und *Dual Citizenship: Rights, Democracy and Identities in a Globalizing World* (Palgrave Macmillan) erscheinen demnächst.

Shalini Randeria ist ordentliche Professorin für Ethnologie an der Universität Zürich. Sie hat Soziologie und Sozialanthropologie an den Universitäten Delhi und Heidelberg studiert und an der Freien Universität Berlin promoviert und sich habilitiert. Sie war Rhodes Scholar an der Universität Oxford, Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin, Max-Weber-Professorin für Soziologie an der Universität München sowie Professorin an der Central European University Budapest. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Rechtsethnologie und Wandel der Staatlichkeit, Zivilgesellschaft, Prozesse der Globalisierung, Bevölkerungs- und Entwicklungspolitik sowie postkoloniale Theorie.

Neuste Publikation: *Vom Imperialismus zum Empire: Globalisierung aus nicht-europäischer Sicht*, hrsg. mit Andreas Eckert (Campus Verlag, erscheint im Herbst 2006).

Teilnehmerliste

Dr. Daniela **Ahrens**
Universität Bremen
Institut Technik & Bildung
Am Fallturm 1
28359 Bremen

Dr. Rainer **Alsheimer**
Universität Bremen
Studiengang Kulturwissenschaft
Am Lehester Deich 60
28357 Bremen

Philipp **Antony**
Freie Universität Berli
Präsidium, Büro des
Ersten Vizepräsidenten
Kaiserswerther Str. 16 – 18
14195 Berlin

Prof. Dr. Aleida **Assmann**
Universität Konstanz
Fachbereich Literaturwissenschaft
Amerikanistik/Anglistik
Universitätsstraße 10
78464 Konstanz

Silke **Aumann**
Sachbearbeiterin
VolkswagenStiftung
Kastanienallee 35
30519 Hannover

Prof. Dr. Klaus J. **Bade**
Universität Osnabrück
Fachbereich 2: Neueste Geschichte
Institut für Migrationsforschung
und interkulturelle Studien (IMIS)
Neuer Graben 19/21
49074 Osnabrück

Dr. Sylke **Bartmann**
Universität Mainz
Pädagogisches Institut
Colonel-Kleinmann-Weg 2 (SB II)
55128 Mainz

Prof. Dr. Lidija R. **Basta Fleiner**
University of Fribourg
Director, International Research
and Consulting Centre of the
Institute of Federalism
Rte d'Englisberg 7
1763 Granges-Paccot
SCHWEIZ

Carola **Bauschke-Urban**
(Universität Dortmund)
Plantagenstraße 14
30455 Hannover

Thomas **Beese**
Regierungssprecher
Sächsisches Staatsministerium für Wirtschaft
und Arbeit
Wilhelm-Buck-Straße 2
01097 Dresden

Prof. Dr. Keebet **von Benda-Beckmann**
Max-Planck-Institut für ethnologische For-
schung
Projektgruppe Rechtspluralismus
Advokatenweg 36
06114 Halle (Saale)

Dr. Ursula **Bertels**
Ethnologie in Schule und Erwachsenenbil-
dung (ESE) e.V.
c/o Institut für Ethnologie
Stuttstr. 21
48149 Münster

Prof. Homi K. **Bhabha**
Harvard University
Department of English and American
Literature and Language
Barker Center
12 Quincy Street
Cambridge, MA 02138
USA

Prof. Dr. Claudia **Bickmann**
Universität Köln
Philosophisches Seminar
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln

Teilnehmerliste

Dr. Bettina **Biedermann**
Fachhochschule für Wirtschaft Berlin
Badensche Str. 50 – 51
10825 Berlin

Lesley-Anne **Bleakney**
Universität Witten-Herdecke
Alfred-Herrhausen-Str. 50
58452 Witten

Prof. Dr. Uwe **Böker**
Technische Universität Dresden
Institut für Anglistik/Amerikanistik
Zeunerstr. 1 c
01062 Dresden

Prof. Dr. Michael **Bommes**
Universität Osnabrück
Institut für Migrationsforschung und
Interkulturelle Studien (IMIS)
Neuer Graben 19/21
49069 Osnabrück

Prof. Dr. Horst **Bredenkamp**
Humboldt-Universität Berlin
Kunstgeschichtliches Seminar
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Dr. Hanspeter **Buba**
Universität Bamberg
Kapuzinerstr. 16
96045 Bamberg

Prof. Dr. Andrea **Büchler**
Universität Zürich
Rechtswissenschaftliches Institut
Lehrstuhl für Privatrecht
Rämistraße 74 / 6
8001 Zürich
SCHWEIZ

Lilian Amabili **Coutinho**
(TU Dresden)
Förstereistr. 13
01099 Dresden

Dr. Michael **Craanen**
Institut für Wissenschafts- und Bildungsfor-
schung Bielefeld (IWBB) Bündler Str. 1 – 3
Hofgebäude, Eingang Sudbrackstrasse
33613 Bielefeld

Dipl.-Ing. Peter **Daetz**
Vorsitzender des Kuratoriums
der Daetz-Stiftung
Schlossallee 2
09350 Lichtenstein

Dr. Petra **Dannecker**
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld

Prof. Dr. Dorle **Dracklé**
Universität Bremen
Institut für Kulturwissenschaft
Postfach 33 04 40
28344 Bremen

Prof. Dr. Konrad **Ehlich**
Universität München
Institut für Deutsch als Fremdsprache
Ludwigstr. 27
80539 München

Kizito Logan **Elad**
Aristotelessteig 6
10318 Berlin

Prof. Dr. Arthur **Engelbert**
Fachhochschule Potsdam
Pappelallee 8 – 9
14469 Potsdam

Prof. Dr. Han **Entzinger**
University of Rotterdam
Faculty of Social Sciences
Migration and Integration Studies
Burg Oudlaan 50
3062 PA Rotterdam
NIEDERLANDE

Teilnehmerliste

Prof. Dr. Anton **Escher**
Universität Mainz
Geographisches Institut
Becherweg 21
55099 Mainz

Sabine **Eylert**
Ethnologie in Schule und Erwachsenenbildung (ESE) e.V.
c/o Institut für Ethnologie
Stuttstr. 21
48149 Münster

Prof. Dr. Thomas **Faist**
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Arbeitsgebiet Transnationale Beziehungen
und Entwicklungssoziologie
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld

Dr. Jutta **Fienemann**
Universität Dortmund
Institut für deutsche Sprache und Literatur
44221 Dortmund

Prof. Dr. Erika **Fischer-Lichte**
Freie Universität Berlin
Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften
Institut für Theaterwissenschaft
Grunewaldstr. 35
12165 Berlin

Prof. Dr. Crister **Garrett**
Universität Leipzig
Institut für Amerikastudien
Beethovenstr. 15
04107 Leipzig

Eva **Gerharz**
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld

Mag. Thomas **Gimesi**
rationalpark (association for philosophy and
cultural studies)
Schützenstraße 44 a
6020 Innsbruck

ÖSTERREICH

Dr. Urmila **Goel**
Europa-Universität Viadrina
Lehrstuhl für Vergleichende Kultur- und
Sozialanthropologie
Große Scharrnstr. 59
15230 Frankfurt/Oder

Prof. Dr. Hartmut M. **Griese**
Universität Hannover
FB Erziehungswissenschaften
Bismarckstr. 2
30173 Hannover

Sevgi **Gürez**
Universität der Künste Berlin
Mierendorffstr. 30
10589 Berlin

Dr. Antje **Gunsenheimer**
Förderreferentin
VolkswagenStiftung
Kastanienallee 35
30519 Hannover

Dr. Christoph **Haase**
Technische Universität Chemnitz
Anglistik/Amerikanistik
09107 Chemnitz

Prof. Dr. Alois **Hahn**
Universität Trier
Fachbereich IV – Soziologie
Universitätsring 15
54296 Trier

Prof. Dr. Thomas **Hauschild**
Universität Tübingen
Institut für Ethnologie
Schloss
72070 Tübingen

Prof. Dr. Lydia **Haustein**
Haus der Kulturen der Welt
Bereichsleiterin Literatur,
Gesellschaft, Wissenschaft
Abt. Kommunikation
John-Forster-Dulles-Allee 10
10557 Berlin

Teilnehmerliste

Dagmar **Hess-Rostampour**
(Journalistin: Deutsche Welle)
Bernhardstr. 138
01187 Dresden

Christiane **Hirsch**
Schellingstraße 124
80798 München

Prof. Dr. Wolfgang **Höpken**
Universität Leipzig
Historisches Seminar
Beethovenstr. 15
04107 Leipzig

Dr. Markus **Holzinger**
Volkswagen AG / AutoUni
School of Humanities and Social Sciences
38436 Wolfsburg

Prof. Dr. Stefan **Horlacher**
Technische Universität Dresden
Professur für Englische Literaturwissenschaft
01062 Dresden

Prof. Dr. Axel **Horstmann**
Abteilungsleiter Geistes- und
Gesellschaftswissenschaften
VolkswagenStiftung
Kastanienallee 35
30519 Hannover

Dr. Ahmad **Hosseinzadeh**
Universität Oldenburg
Interdisziplinäres Zentrum für Bildung und
Kommunikation in Migrationsprozessen
Ammerländer Heerstr. 114 – 118
26129 Oldenburg

Dr. Victor **Igreja**
Leiden University
Wassenaarseweg 52
2333 AK Leiden
NIEDERLANDE

Karsten **Jahnke**
(freiberufl. Journalist)
Böhmische Str. 30
01099 Dresden

Dr. Hiltgund **Jehle**

Max-Beer-Str. 25
10119 Berlin

Dr. Jacob **Jones**
(University of Maryland, USA)
Via Rivetta 57/2
33070 Budoia – Dardago
ITALIEN

Dr. Christian **Jung**
Leiter Öffentlichkeitsarbeit
VolkswagenStiftung
Kastanienallee 35
30519 Hannover

Prof. em. Dr. Detlef **Junker**
Universität Heidelberg
Historisches Institut
Grabengasse 3 – 5
69117 Heidelberg

Thomas **Jurk**
Staatsminister
Sächsisches Staatsministerium für Wirtschaft
und Arbeit
Wilhelm-Buck-Straße 2
01097 Dresden

Dr. Nadja **Kassim**
Charité-Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie
Charitéplatz 1
10117 Berlin

Prof. Dr. Eva **Kimminich**
Universität Freiburg
Romanisches Seminar
Werthmannplatz
79085 Freiburg

Dr. Martin **Klimke**
Universität Heidelberg
Historisches Institut
Grabengasse 3 – 5
69117 Heidelberg

Andreas **Klisch**
Fachhochschule Potsdam
Pappelallee 8 – 9
14469 Potsdam

Teilnehmerliste

Jens **Knigge**
(Musikhochschule Stuttgart)
Güssenstr. 23
89567 Hermaringen

Maximilian **Koch**
Universität Hildesheim
Braunsberger Str. 52
31141 Hildesheim

Dr. Ingrid **König**
(Journalistin: WDR 5)
Appellhofplatz
50600 Köln

Elke **Koll**
koll consultants
Puschkinallee 34
15569 Woltersdorf/Berlin

Carolin **Kollewe**
(M.A., Universität München)
Katharinenstr. 15
01099 Dresden

Dr. Natal'ja **Konradova**
Russisches Kulturwissenschaftliches Institut
(RIK)
Bersenevskaja naberezhnaja,
dom 18-20-22, str. 3
119072 Moskau
RUSSLAND

Dr. Wilhelm **Krull**
Generalsekretär
VolkswagenStiftung
Kastanienallee 35
30519 Hannover

Prof. Dr. Thomas **Kühn**
Technische Universität Dresden
Institut für Anglistik und Amerikanistik
01062 Dresden

Prof. Dr. Michael **Lackner**
Universität Erlangen-Nürnberg
Institut für Außereuropäische Sprachen
und Kulturen
Lehrstuhl für Sinologie
Bismarckstraße 1

91054 Erlangen

Prof. Dr. Wolf Rainer **Leenen**
Fachhochschule Köln
Fakultät für Angewandte Sozial-
wissenschaften
Institut für interkulturelle Bildung
und Entwicklung
Mainzer Str. 5
50678 Köln

Dr. Hans J. **von Lengerke**
(Deutsch-Indische Gesellschaft Hannover)
Innstraße 4
30519 Hannover

Horst **Liedtke**
Universität Göttingen
Skandinavisches Seminar
Käte-Hamburger-Weg 6
37073 Göttingen

Anneliese **Lohr**
(Journalistin, Landesvorstand Sachsen / Die
Grauen Panther)
Freiberger Str. 10
01067 Dresden

Dr. Manfred **Loimeier**
(Chef/Journalist: Mannheimer Morgen)
Dudenstr. 26
68167 Mannheim

Minja **Mayenberger**
(Universität Konstanz)
Münzgasse 5
78462 Konstanz

Thomas **Metten**
Universität Koblenz-Landau
Universitätsstraße 1
56070 Koblenz

PD Dr. Norbert **Meuter**
Humboldt-Universität Berlin
Institut für Philosophie
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Teilnehmerliste

Nora-Maria **Miethke**
(Journalistin: Wirtschaft & Verbraucher)
Ostra-Allee 20
01067 Dresden

PD Dr. Johannes **Moser**
Institut für Sächsische Geschichte
und Volkskunde
Zellescher Weg 17
01069 Dresden

Prof. Dr. Michael **Müller**
Universität Halle-Wittenberg
Institut für Geschichte
Hoher Weg 4
06120 Halle (Saale)

Prof. Dr. Richard **Münch**
Universität Bamberg
Lehrstuhl für Soziologie II
Lichtenhaidestr. 11
96045 Bamberg

Prof. Dr. Rainer **Münz**
Hamburgisches Weltwirtschaftsinstitut
Neuer Jungfernstieg 21
20354 Hamburg

Mette **Mygind**
Universität Göttingen
Skandinavisches Seminar
Käte-Hamburger-Weg 3
37073 Göttingen

Dr. Shahnaz R. **Nadjmabadi**
Universität Frankfurt am Main
Institut für Historische Ethnologie
Grüneburgplatz 1
60323 Frankfurt am Main

Angelika **Odziemczyk**
Internationales Hochschulinstitut Zittau
Lehrstuhl für Sozialwissenschaften
Markt 23
02763 Zittau

Dr. Kenan **Önen**
Gemeinnützige Hertie-Stiftung
Grüneburgweg 105
60323 Frankfurt am Main

Dipl.-Psych. Tülay **Özbek**
Charité-Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie
Charitéplatz 1
10117 Berlin

Dr. Satish **Poduval**
(Central University for English and
Modern Languages, Hyderabad, India)
TU Dresden
Institut für Anglistik und Amerikanistik
01062 Dresden

Heidi **Pohl**
(Interculture)
Maria-Louisen-Stieg 19
22299 Hamburg

Prof. Dr. Shalini **Randeria**
Universität Zürich
Ethnologisches Seminar
Andreasstr. 15
8050 Zürich
SCHWEIZ

Katharina **Reinhold**
Staatliche Universität Belgorod
Ul. Pobedy 85
308015 Belgorod
RUSSLAND
(bis 12. Juni 2006)

Anja **Reischke**
(Universität Potsdam)
Gutenbergstr. 8
14467 Potsdam

PD Dr. Joachim **Renn**
Universität Erlangen
Institut für Soziologie
Kochstr. 4
91054 Erlangen

Prof. Dr. Steffi **Richter**
Universität Leipzig
Ostasiatisches Institut
Burgstr. 21
04109 Leipzig

Teilnehmerliste

Dr. Caroline Y. **Robertson-von Trotha**
Universität Karlsruhe
Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft
und Studium Generale
Postfach 69 80
76128 Karlsruhe

Inga-Dorothee **Rost**
Universität Hannover
Historisches Seminar
Im Moore 21
30167 Hannover

Prof. Dr. Jürgen **Rothlauf**
Fachhochschule Stralsund
University of Applied Sciences
Zur Schwedenschanze 15
18435 Stralsund

Prof. Dr. Jörn **Rüsen**
Präsident
Kulturwissenschaftliches Institut
am Wissenschaftszentrum
Nordrhein-Westfalen
Goethestr. 31
45128 Essen

Dr. Uta **Saß**
Stabsreferat
VolkswagenStiftung
Kastanienallee 35
30519 Hannover

Prof. Dr. Monika **Schädler**
Hochschule Bremen
Arbeitsstelle China
Werderstr. 73
28199 Bremen

Prof. Dr. Franz **Schaffer**
Universität Augsburg
(deutsch-türk. Ombudsmann)
Universitätsstr. 10
86135 Augsburg

Dr. Karin **Scherschel**
(Universität Jena)
An der Trift 2
99425 Weimar

Katrin **Schilling**
Kellinghusenstraße 18
20249 Hamburg

Prof. Dr. Werner **Schiffauer**
Europa-Universität Viadrina
Lehrstuhl für Vergleichende Kultur- und
Sozialanthropologie
Große Scharrnstr. 59
15230 Frankfurt/Oder

Anne **Schmedding**
Technische Universität Braunschweig
Institut für Bau- und Stadtbaugeschichte
Pockelsstraße 4 (Galerie)
38106 Braunschweig

Dr. Henrike **Schmidt**
Freie Universität Berlin
Peter-Szondi-Institut für Allgemeine und
Vergleichende Literaturwissenschaft
Habelschwerdter Allee 45
14195 Berlin

Prof. Dr. Viktoria **Schmidt-Linsenhoff**
Universität Trier
Fachbereich III – Kunstgeschichte
Universitätsring 15
54286 Trier

Prof. Dr. Josef **Schmied**
Technische Universität Chemnitz
Anglistik/Amerikanistik
09107 Chemnitz

Dr. Sabine **Schmitz**
Universität Marburg
Institut für Romanische Philologie
Wilhelm-Röpke-Str. 6 d
35037 Marburg

Marén **Schorch**
Universität Trier
Fachbereich IV – Soziologie
Universitätsring 15
54296 Trier

Dr. Irmy **Schweiger**
Universität Göttingen
Abt. Interkulturelle Germanistik
Käte-Hamburger-Weg 6
37073 Göttingen

Teilnehmerliste

Prof. Dr. Oswald **Schwemmer**
Humboldt-Universität Berlin
Philosophische Fakultät I
Institut für Philosophie
Lehrstuhl für Philosophische Anthropologie
und Kulturphilosophie
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Johannes **Sieland**
Goethestr. 52
31135 Hildesheim

Dr. Nadine **Sieveling**
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld

Prof. Dr. Hans-Georg **Soeffner**
Universität Konstanz
Fachbereich Geschichte und Soziologie
Fachgruppe Soziologie
Lehrstuhl für Kultur-, Wissens- und
Religionssoziologie
Universitätsstr. 10
78464 Konstanz

Anna **Spiegel**
(Universität Bielefeld)
Metzer Str. 1
33607 Bielefeld

Tina **Spies**
(Universität Kassel)
Arnold-Bode-Str. 10
34109 Kassel

Cora **Steigenberger**
Marienburger Str. 45 a
31199 Diekhöfen

Prof. Dr. Rudolf **Stichweh**
Wissenschaftskolleg zu Berlin
Wallotstr. 19
14193 Berlin

Prof. Dr. Thomas **Straubhaar**
Universität Hamburg

Fachbereich Wirtschaftswissenschaften
Institut für Allokation und Wettbewerb
Von-Melle-Park 5
20146 Hamburg

Dr. Igor **Sutej**
Charité-Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie
Charitéplatz 1
10117 Berlin

Claus **Telge**
Blücherstr. 4
31141 Hildesheim

Dr. Katy **Teubener**
Universität Münster
Institut für Soziologie
Scharnhorststr. 121
48151 Münster

Prof. Dr. Alexander **Thomas**
Universität Regensburg
Institut für Experimentelle Psychologie
Universitätsstr. 31
93040 Regensburg

Dr. Maren **Tomforde**
Sozialwissenschaftliches Institut
der Bundeswehr
Prötzelers Chaussee 20
15344 Strausberg

Prof. Dr. Gisela **Trommsdorff**
Universität Konstanz
Mathematisch-Naturwissenschaftliche
Sektion
Fachbereich Psychologie
Lehrstuhl für Entwicklungspsychologie
und Kulturvergleich
Universitätsstr. 10
78464 Konstanz

Michiko **Uike**
Universität Köln
Ostasiatisches Seminar
Abteilung Japanologie
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln

Pia **Ungerer**

Teilnehmerliste

Schießgärten 29
35398 Gießen

Jens **Vogelgesang**
Freie Universität Berlin
Malteserstr. 74 – 100
12249 Berlin

Gottfried **Wagner**
Generalsekretär
European Cultural Foundation
Jan van Goyenkade 5
1075 HN Amsterdam
NIEDERLANDE

Gabriele **Weber**
Sächsisches Staatsministerium
für Kultus
Carolaplatz 1
01097 Dresden

Susanne **Weiss**
(Journalistin: Handelsblatt)
Grolmanstr. 14
10623 Berlin

Bettina **Weiz**
(Journalistin: Bayer. Rundfunk)
Rundfunkplatz 1
80335 München

Katja **Wermbter**
Kleine Kreuzstraße 1
38118 Braunschweig

Xandra **Wildung**
Deutsches Jugendinstitut
Nockherstr. 2
81541 München

Prof. Dr. Karin **Wilhelm**
Technische Universität Braunschweig
Institut für Bau- und Stadtbaugeschichte
Pöckelsstraße 4 (Galerie)
38106 Braunschweig

Prof. Dr. Andreas **Wimmer**
University of California, Los Angeles
Department of Sociology
264 Haines Hall, Box 951551
Los Angeles, CA 90095-1551

USA

Dr. Doerthe **Winter**
CAP / Forschungsgruppe Jugend und Europa
Prinzregentenstraße 7
80538 München

Dr. Ernestine **Wohlfart**
Charité-Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie
Charitéplatz 1
10117 Berlin

Sassan **Yussefi**
Europäische Wirtschaftshochschule Berlin
(ESCP-EAP)
Heubnerweg 6
14059 Berlin

Michaela **Zalucki**
Am Flurscheid 5
35633 Lahnau

Stephanie **Zeiler**
AG Transkulturelle Psychiatrie
an der Charité
Karl-Marx-Straße 16
12043 Berlin

Tagungsorganisation:

Dr. Antje Gunsenheimer
Silke Aumann
Ute Steinert
VolkswagenStiftung
Kastanienallee 35
30519 Hannover
Tel.: 05 11/ 8381-0
Fax. 05 11 / 8381-344
www.volkswagenstiftung.de

Minja Mayenberger
(Universität Konstanz)